

DEUTSCHE RUNDSCHAU

KURT R. GROSSMANN

Die moralischen Kräfte
in Deutschland

WALTHER HOFER

Objektivität und Parteilichkeit

HANS MAUS

Von der Freiheit des Büromenschen

CLAUS-HENNING BACHMANN

Festlichkeit in unserer Zeit

MORITZ GOLDSTEIN

Experimental-Metaphysik

FRIEDRICH LEMMER

Wirtschafts-Rundschau

STEFAN ANDRÉS

Das Grab des Neides
Erzählung

6

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

82. JAHRGANG · BADEN-BADEN · JUNI 1956

JUNI 1956

RUNDSCHAU

Gegen die Weltangst (569) — Von Zürich nach Aachen (569) — Die Rubel-Offensive (571) — Die Nationalratswahlen (572) — Schwarz-rot nicht gefragt (573) — Ordensgemeinschaft (574) — Atomstadt Dresden 1956 (575) — Die Hölle von Andersonville (577)

AUFSATZE

<i>Kurt R. Grossmann</i>	<i>Hans Maus</i>
Die moralischen Kräfte in Deutschland	Von der Freiheit des Büromenschen 611
579	<i>Claus-Henning Bachmann</i>
<i>Werner G. Krug</i>	Festlichkeit in unserer Zeit
Neuseeland im Windschatten der Weltpolitik	617
585	<i>Moritz Goldstein</i>
<i>Walther Hofer</i>	Experimental - Metaphysik
Objektivität und Parteilichkeit	624
591	<i>Heinz Gebhe</i>
<i>Ulrich Lohmar</i>	Pierre Corneille
Zähler und Nenner der Politik	639
599	<i>Karl Rauch</i>
<i>Leon Zeitlin</i>	Das rheinische Element
Wirtschaftswissenschaft, Wirtschafts- politik - und Wirtschaftsdemokratie 604	643
	<i>Julia Wirth-Stockhausen</i>
	Unbekannte Briefe von Emilie Fontane II
	648

WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU (654) — ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (657)

ZEITTADEL (660)

GEDICHTE

Uriel Kurt Mayer (623) — Georg von der Vring (637) — David Luschnat (642) — Andreas Donath (647)

PROSA

<i>Stefan Andres</i>	<i>Hans Joachim Sell</i>
Das Grab des Neides	Ein Besuch
661	663
<i>Otto Zimmermann</i>	Das Karussell am Meer
	667

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Andres (674) — Csokor (674) — Beauvoir (675) — Miller (675) — Nossack u. a. (676) — Trüb (677) — Cles-Reden (678) — Arens (679) — Klönne (680) — u. a.

Redaktion: Stuttgart O, Haufmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

RUNDSCHAU

Gegen die Weltangst Seit der Explosion der ersten atomaren Bombe 1945 leidet die ganze Menschheit unter einer fast panischen Angst vor den freigewordenen Zerstörungskräften. Die Angst geht soweit, daß sie selber zu einer Gefahr geworden ist, denn die Angst ist ein schlechter Berater. Alles, was zu ihrer Beseitigung oder Verminderung beitragen kann, verdient größte Aufmerksamkeit und Beachtung. Es kann nur segensreich wirken, wenn mit Nachdruck auf die Möglichkeiten der *friedlichen* Verwendung der Atomenergie mit zureichenden Gründen hingewiesen wird. Die Angst hat bewirkt, daß man der friedlichen Verwendung, die schon weit verbreitet ist, nicht die nötige Aufmerksamkeit zugewandt hat. Uns allen und vor allem den Wissenschaftlern ist eine sehr schwere Aufgabe gestellt, nämlich mitzuwirken bei der Erkenntnis, daß durch die richtige Verwendung der ungeheuren Kraft für die Menschheit ein neues Zeitalter heraufziehen *kann*, das zu einer umwälzenden Lebensauffassung führen würde. Zur Aufklärung ist es notwendig, zu unterstreichen, daß die friedliche Verwendung der Atomenergie eine Sache *aller* Völker ist und nur in gemeinsamer Arbeit ohne jede Einengung durch nationale Interessen durchgeführt werden kann. Zum andern muß die großartige Möglichkeit der friedlichen Verwendung aufgezeigt werden, die heute schon erprobt ist. Unter höchster Verantwortung müssen für die neuen Aufgaben neue Mittel und Wege gefunden werden, die Bestandteil eines neuen Denkens und eines neuen Lebensstils künftiger Generationen werden. Die hier skizzierten Aufgaben werden in vorbildlicher Weise durch ein Buch gelöst, mit dem Titel „*Wir werden durch Atome leben*“ (Berlin, Lothar Blanvalet. 306 S. mit vielen Bildern), verfaßt von *Gerhard Löwenthal* und *Josef Hausen*, eingeleitet durch ein Wort von dem großen deutschen Gelehrten und Nobelpreisträger Prof. Dr. *Otto Hahn*. Das Buch ist auch für den Laien verständlich durch seine klare Schilderung der Atomenergie, der Hauptkraftquelle der Zukunft. Die vielfachen Probleme, die durch die neue Entwicklung aufgeworfen sind, werden in diesem Buch dargestellt. Sein großer Vorzug ist, daß hier mit einer Lebensbejahung und einem enthusiastischen Glauben an die Menschheit mit wissenschaftlicher Exaktheit alle diese Fragen behandelt worden sind. Wir haben alle Veranlassung, den Verfassern dankbar zu sein, und möchten hoffen, daß dieses Buch die weiteste Verbreitung findet.

Von Zürich nach Aachen „Dachtet ihr, der Löwe schliefe, weil er nicht brüllte?“, läßt Schiller seinen Fiesko fragen. Mancher hat wohl in den letzten Monaten gemeint, Sir Winston Churchill sei nicht nur aus der britischen Regierung ausgeschieden, sondern nehme überhaupt keinen Anteil mehr am Weltgeschehen und gebe sich lediglich noch einem freilich wohlverdienten otium cum dignitat hin. Sein Besuch in der alten Kaiserstadt Aachen hat die Welt eines Besseren belehrt. Der alte Löwe schläft noch nicht. Er ist sogar ganz ungewöhnlich wach.

Zuerst freilich muß kurz vom Kater gesprochen werden oder vielmehr vom Kather; denn der Vorsitzende des Bundes vertriebener Deutscher hat es

für geschmackvoll gehalten, in der Stunde, da Großbritanniens Grand Old Man im Rathaus zu Aachen den Karls-Preis in Empfang nahm, ein paar hundert Meter weiter eine Protestkundgebung gegen ebendiese Preisverleihung zu veranstalten. Nachher soll bei einigen Teilnehmern doch eine fühlbare Katerstimmung geherrscht haben; denn allzu deutlich gab die Klaue des Löwen diesem Tage die Signatur.

Die Welle etwas gekünstelter Empörung, die in den Tagen vor Aachen in der westdeutschen Öffentlichkeit zu verspüren war, entsprang falscher Selbstgerechtigkeit und einem historischen Mißverständnis. Natürlich wußten auch die Aachener Bürger, die Churchill den von ihnen gestifteten Preis verliehen, daß Großbritanniens Kriegspremier an der Spaltung Deutschlands und Europas nicht unschuldig ist, und daß die Vertreibung der Deutschen teilweise ihm zur Last gelegt werden muß. Wie sollten sie es nicht gewußt haben, da er selbst sich inzwischen längst zu dieser Mitschuld bekannt hat? Aber jene Aachener Bürger sind eben frei von der falschen Selbstgerechtigkeit allzu vieler Deutscher, die nur die eigenen Sünden und Fehler vergessen wissen wollen, nicht aber die Irrtümer der ändern.

Churchill hat den Preis von Aachen schließlich nicht für das bekommen, was er in den Kriegsjahren getan oder versäumt hat. (Obwohl wir nicht vergessen sollten, daß ohne Churchills Unerschütterlichkeit im Sommer 1940 Hitler wahrscheinlich ganz Europa erobert und in ein riesiges Konzentrationslager verwandelt haben würde.) Er hat den Preis bekommen, weil er 1946 als erster Staatsmann des Westens in der Züricher Universität ausrief: „Lasset Europa auferstehen!“ Was er damals über die Versöhnung mit Deutschland und die Notwendigkeit enger französisch-deutscher Zusammenarbeit sagte, mag uns heute alltäglich vorkommen. Damals war es eine Sensation und hat dem europäischen Gedanken den Weg gebahnt.

Ob die Aachener wohl erwartet hatten, Churchill werde es bei der Übergabe des Preises mit ein paar schönen Redensarten sein Bewenden haben lassen? Sie würden den alten Löwen unterschätzt haben. Mögen die Kräfte des Einundachtzigjährigen auch abgenommen haben, mag der Schritt vorsichtiger, der Aufwand an Bewegungen sparsamer geworden sein — die Schärfe des Geistes, die Kraft der Formulierung, die Großartigkeit der politischen Vision sind so ungebrochen wie eh und je. War die Rede von Zürich das Signal zur Einigung Westeuropas nach dem Zweiten Weltkrieg, so bedeutet die kurze Rede von Aachen den Appell zur endgültigen Liquidierung des kalten Krieges und zur Besinnung Europas auf seinen ganzen Umfang, an dem auch Rußland — ein gewandeltes Rußland — Anteil haben müsse.

„In einer wahren Einheit Europas muß Rußland die ihm zustehende Rolle spielen.“ Das ist der Kernsatz der Rede von Aachen, nicht aber die notwendigerweise undeutlichen Erörterungen einer Umgestaltung der NATO zu einem weltweiten Sicherheitspakt. Churchill denkt natürlich nicht daran, NATO oder die militärische Sicherheit des Westens preiszugeben, solange die Entwicklung der sowjetrussischen Politik nicht eindeutig ist. Er scheint aber davon überzeugt zu sein, daß der Wandel der sowjetischen Politik fundamental und unwiderruflich sei — eine Auffassung, die er mit dem so gänzlich ändern Tito teilt — und hält daher eine Einbeziehung Osteuropas einschließlich der Sowjetunion in die europäische Zusammenarbeit für unausweichlich.

Schon das erste Echo aus dem Westen hat gezeigt, welche Verwirrung der alte Löwe mit seinen prophetisch gemeinten Worten gestiftet hat. Man kann anderer Meinung sein als Churchill. Man kann aber seine Meinung nicht übersehen; dazu hat er in der Vergangenheit allzu oft recht gehabt. Und im übrigen ist es für den an Ideen nicht eben reichen Westen ein wenig beschämend, daß es wieder der alte Löwe war, der uns einen neuen Gedanken beschert hat.

Die Rubel-Offensive 50 000 junge Ingenieure verlassen diesen Monat die sowjetischen Hochschulen. Eine Million sechshundert- und fünfzigtausend Studierende an technischen Lehranstalten werden im Laufe des Jahres examiniert. Sie gehören zu den etwa viereinhalb Millionen, die in der Sowjetunion zur Zeit studieren. In den Vereinigten Staaten sind es zweieinhalb Millionen weniger.

Die wirtschaftlichen Hilfsangebote des Ostblocks an die Länder Asiens und Nordafrikas, die ihre Industrialisierung vorantreiben wollen, sollen indessen einen Umfang von 500 Millionen Dollar erreicht haben. In dieser Zahl sind ägyptische Waffenkredite in der Tschechoslowakei, ein Elektrifizierungskredit an Indien mit 115 Millionen neben zahlreichen kleineren Geschäften, zum Beispiel der Sowjetzone mit Syrien, enthalten.

Als Vorzüge der kommunistischen Angebote erscheinen niedrige Zinssätze, lange Zahlungsfristen und die Bereitschaft der Kreditgeber, Rückzahlungen in Landesprodukten anzunehmen.

Die Nachteile der sowjetischen Hilfe lassen sich gut am Beispiel Afghanistans demonstrieren. Angefangen von der schlechten Qualität sowjetischer Industrieexporte über das Nichteinhalten von Lieferfristen bis zum Rückgang des afghanischen Handels mit allen anderen Ländern infolge der Bindungen an die sowjetische Hilfe fehlt nichts in der Liste der Unerfreulichkeiten. Zement erwies sich als Sand in manchen Fällen, in anderen wieder als sehr dauerhaft, zum Beispiel an jenem stattlichen Gebäude, in das die hilfsbereiten Sowjets gleich kommunistische Parolen einmauerten. Überhaupt zeigte sich, daß die 600 Techniker, die das Hilfswerk in Gang setzten, über bemerkenswerte Qualitäten verfügten, die durch technische Lehranstalten herkömmlicher Weise nicht vermittelt werden. Viele von ihnen sprechen die Landessprache und verstehen sich trefflich auf eine gewisse Sorte Literatur. So weiß nun bald jeder Afghane, daß Rußland Ursprung aller Technik und Edison ein Zwilling von Chruschtschew ist.

Was im Westen als Rubel-Offensive bezeichnet wird, stellt sich demnach als sowjetischer Versuch dar, in den unterentwickelten Gebieten die Rolle des europäischen Unternehmers zu spielen. Ob der Ostblock dazu imstande ist, bleibt umstritten. Daß er es versucht, ist ein Alarmzeichen. Besonders für die Bundesrepublik. Wer nämlich die stürmischen Forderungen nach Neubelebung des Osthandels verfolgt, muß leider allzuoft feststellen, daß zweierlei sie belastet: Zum ersten die Angst, in der Konkurrenz mit den westlichen Nachbarn zu kurz zu kommen, zum zweiten die Einbildung, das Vorkriegsspiel „deutsche Industrieausstattungen gegen ukrainisches Getreide“ wiederholen zu können. Damit aber ist kein Blumentopf mehr zu gewinnen. Durch die Eroberung Osteuropas verfügt Moskau, nicht zuletzt in der Sowjetzone und im polnisch-tschechisch-deutschen Kombinat Oberschlesien über Potenzen, die das Wunsch-

bild vieler westdeutscher Exporteure hoffnungslos zerstören. Das russische Massenaufgebot junger Techniker ist ein weit gefährlicheres Heer als die Sowjetarmee. Ihr Schlachtfeld sind die „rückständigen“ Gebiete in aller Welt. Dort muß der Westen sie aufsuchen, wenn er sie schlagen will.

Ohne Verständigung über gewisse Voraussetzungen ist das nicht möglich. Zu ihnen gehört neben dem Verzicht auf den Kolonialismus der Verzicht darauf, die Sowjets in *ihrem* Kolonialismus zu unterstützen. Embargo hin, Embargo her — nicht der Osthandel ist die Lebensfrage, sondern die Herstellung bester Beziehungen zu den neuen Volkswirtschaften Asiens und Afrikas.

Und vor allem: die nachdrückliche Verbreiterung unserer Bildungsgrundlagen in allen Fächern.

Die Nationalratswahlen in Österreich (vgl. DR 5/56) haben bei außerordentlich großer Beteiligung ohne Überraschungen geendet. Sie zeigten das erwartete Resultat, das übrigens die „Neue Zürcher Zeitung“ fast auf den Sitz genau vorausgesagt hatte. Eindeutiger Sieger wurde die Österreichische Volkspartei (82 statt bisher 74 Sitze); sie profitierte vor allem von den unabhängigen Wählern, die sich unter den vielen ehemaligen Nationalsozialisten in der Freiheitspartei (6 statt 14 Sitze) nicht mehr wohlfühlten. Damit hat die ÖVP etwa den Stimmenvorsprung zurückerhalten, den sie vor der Gründung des „Verbandes der Unabhängigen“ besessen hatte. Die Sozialisten nahmen der KPÖ einen Sitz ab (74 statt bisher 73 Sitze). Daß die Kommunisten überhaupt noch ins Parlament einziehen durften — und zwar mit 3 Abgeordneten — das verdanken sie nur der unglücklichen sozialistischen Gemeindepolitik in Wien.

Die Sympathien der Wähler haben sich also als außerordentlich stabil erwiesen, und so rollt nun auch die ganze Prozedur weiterhin genau so ab, wie man das schon angekündigt hatte, als Anfang des Jahres die Koalition auseinanderbrach. Die von den Russen übernommenen Ölvorkommen waren Schuld daran, doch gingen die tatsächlichen Differenzen weit tiefer. Nachdem schon über ein Viertel aller Beschäftigten sein Brot beim Bund, den Ländern und Gemeinden oder in verstaatlichten Betrieben verdient und der sozialistische Minister Waldbrunner immer mehr Macht an sich zu reißen versuchte, glaubte die ÖVP diesen Tendenzen endlich Halt bieten zu müssen. Beide Parteien waren damals etwa gleich stark (die SPÖ hatte 37 000 Stimmen mehr, aber einen Parlamentssitz weniger), und so bot das Erdöl nur einen Anlaß für eine größere Entscheidung. Zwar waren sich beide Gegner darüber klar, daß diese Entscheidung nicht sehr eindeutig ausfallen könnte und daß sie auch nach den Wahlen wieder zusammenarbeiten müßten; aber die Wahl des Zeitpunktes erlaubte es, eine kleine Verschiebung des Gewichtes nach der einen oder anderen Seite zu erwarten. Der Sieger — wer immer es sein würde — könnte dann schon mit einer geringen Stärkung seines Einflusses eine Entscheidung der schwebenden Fragen leichter herbeiführen.

Diese Erwartungen haben sich nun erfüllt. Wie immer die Koalitionsverhandlungen im Einzelnen ausgehen mögen, wie immer der Kampf um Posten und Pöstchen entschieden wird — eines ist sicher: weitere Verstaatlichungspläne wird sich die SPÖ aus dem Kopf schlagen müssen. Ob darüber hinaus die neue Kraft der ÖVP aber ausreicht, auch dem Waldbrunner-Ministerium in seiner alten Form die Flügel zu stützen, das muß sich erst

noch zeigen. Eine Regierung gegen die Sozialisten will die Volkspartei nicht wagen, und deshalb wird man in jedem Fall einen Kompromiß finden müssen. Das Unbehagen vor der Alleinherrschaft entspringt weniger der Tatsache, daß der ÖVP ein Sitz an der absoluten Mehrheit fehlt, als den historischen Erinnerungen ihrer älteren Politiker. Bei der gegebenen soziologischen Struktur würde eine Regierung gegen die andere Hälfte des Volkes zwangsläufig eine Radikalisierung auf beiden Seiten zur Folge haben. Wohin das führen kann, das ist der älteren Generation aus der Zeit der 1. Republik noch in guter Erinnerung.

Die Politiker, die seit Pfingsten ein neues Kabinett auszuhandeln versuchen, sind sich dessen bewußt. Gerade deswegen, gerade weil der Kompromiß am Ende sicher ist, werden die Verhandlungen mit Ausdauer, Zähigkeit und Geduld geführt werden. Passieren kann ja eh nix,

Schwarz-rot nicht gefragt Die Landtagswahlen von Baden-Württemberg sind nun zwei Monate nach ihrem friedlichen Verlauf doch noch zu einem Testfall für den Bund geworden. Nach wochenlangen Verhandlungen kam nichts Besseres als die bisherige Allparteienregierung zustande. Das Land wird also weitere vier Jahre ohne Opposition regiert werden. Es wird wiederum ein 12köpfiges Kabinett besolden, und in der Verwaltung wird weiterhin jeder darauf achten, dem anderen nicht wehe zu tun. Der für die Demokratie unerquickliche Zustand ist zugleich ein Beispiel der Schwäche unseres Föderalismus. Und das, mehr noch als der Mangel an Kritik, macht ihn zum bundespolitischen Test.

Denn die Stuttgarter Regierung ist nicht das Produkt der Bevölkerung, die sie gewählt hat, ja nicht einmal der Männer, die im Kabinett sitzen. Die Bonner Parteizentralen, nicht die der Sage nach so selbstbewußten Württemberger und Badener haben die Stuttgarter Regierung gemacht. Im Lande selber war man nämlich der Allparteienregierung längst überdrüssig. Selbst die Spitzenparlamentarier der beiden größten Parteien, Müller (CDU) und Möller (SPD), hatten sich in ihrer Ablehnung gefunden. Müller und Möller traten für eine schwarz-rote Koalition ein. Eine Verbindung, die nicht nur den Gegebenheiten des Landes, sondern auch höherer politischer Einsicht entspricht, als sie zum Beispiel in Bonn herrscht. Von dort kamen denn auch, kaum ward der Anschlag ruchbar, Sendboten angereist. Sie taten ihr Bestes, um den Prestigekrampf Adenauer—Ollenauer für die Bundestagswahl 1957 zu konservieren. Lieber sollen alte Nazis und junge Faschisten an die Macht kommen, als daß die beiden großen demokratischen Parteien auf ihr blutleeres Gegeneinander verzichten. Auch Möller mußte seinen Genossen schließlich nachgeben, um wenigstens eine Düsseldorfer Konstellation zu verhüten. So gab's dann 12 statt 6 Minister und ein Funktionärskabinett statt einer Regierung. Eine große Chance ist verpaßt.

Der Vergleich der Stuttgarter Ereignisse mit denen in Düsseldorf ist angebracht. In beiden Fällen verloren Länderregierungen ihr Gesicht, weil Bonn, nicht etwa das Gesetz, es befahl. Auf Grundgesetz ist kein Verlaß mehr. Das ist die Lehre aus dem Düsseldorfer Ärgernis wie aus dem schleichenden Zerfall, der sich in Stuttgart zeigt.

Soll man deshalb die Verfassung ändern? Sie, wie es so schön heißt, der

Wirklichkeit anpassen? Vieles spräche dafür, auch die Unerträglichkeit des Scheinföderalismus. Es wird nämlich nicht lange dauern, und die soeben von Bonn eingesetzten Stuttgarter „Föderalisten“ werden mit dem Brustton der Überzeugung auf ihr „gutes altes Recht“ pochen. Ein Anlaß, der ungefährlich genug ist, wird sich schnell finden. Natürlich ist weder die Beamtenschaft noch die Bevölkerung im allgemeinen vernagelt genug, um das Spiel nicht zu durchschauen. Unwahr und unergiebig wie der augenblickliche Zustand ist, muß er auf die Dauer die Massen gegen den parlamentarischen Stillhaltestaat einnehmen. Was dann?

Dann ist es zu spät. Der Vorsitzende der CDU hat unlängst auf dem Kongreß dieser Partei die Umwandlung des Bundesrates in eine Kammer nach schweizerischem Vorbild gefordert. Der Föderalismus sei überspitzt. Das ist natürlich nicht als staatsmännische Analyse, sondern als Wunsch zu verstehen, die augenblickliche Machtfülle des Kanzlers der Partei zu erhalten. Es ist eine Antwort auf den Düsseldorfer Machtverlust der CDU, die schon morgen nicht mehr gelten kann, wenn etwa durch Auflösung des Landes Rheinland-Pfalz neue christdemokratische Wahlkreise an Nordrhein-Westfalen fallen sollten. Der westdeutsche Föderalismus ist überspitzt nur in *dem* Sinne, daß der Bundesrat seiner verfassungsrechtlichen Struktur nach ein Instrument des Unitarismus, eine Bundeseinrichtung, *nicht* eine der Länder ist. Daß sich die Parteien dem anpassen und dabei ihre Zentralen gegenüber den Grundeinheiten automatisch verstärken, ist eine Folge davon und nicht die Ursache.

Die Bundeswahlprognose für 1957 aber ist trübe. Es steht zu befürchten, daß mit der Verfassung getrieben werden wird, was schon mit dem Wahlrecht versucht worden ist. Und alles, weil schwarz-rot in Bonn nicht gefragt ist. Man trägt dort lieber bräunlich.

Ordensgemeinschaft Daß Orden fallen, wohin sie gerade treffen, weiß nach dem Segen des letzten Krieges jeder. Die Sprache des Landers übersetzte den Sachverhalt aus der dekorativen Sphäre der Wehrmachtsberichte ins Alltagsdeutsch der getretenen Kreatur. Wenn einer auf ein „Ritterkreuz“ scharf war, so hieß es, er habe „Halsschmerzen“, die Medaille, die es für den Rußlandwinter 1941 gab, nannten ihre Träger den „Gefrierfleischorden“, das „Deutsche Kreuz“ wurde zum „Spiegelei“ und das ganze zusammen war der „Klempnerladen“. Dem Vernehmen nach sollen die Soldaten anderer Staaten nicht weniger despektierlich von den Bemühungen ihrer Oberen gesprochen haben, besondere Dienste zu honorieren. Und wenn ein neuer Offizier zur Einheit kam, war man nicht nur in der Wehrmacht froh, wenn er seinen Klempnerladen schon voll hatte. Man durfte dann hoffen, daß er weniger der Versuchung ausgesetzt war, das standesgemäße Kreuz durch waghalsige Abenteuer noch zu erringen. Wer seinen Orden schon hat, zeigt ihn lieber den Mädchen als den Würmern. Freilich gab es auch die andern, die nicht genug kriegen konnten oder sowieso von allem genug hatten. Das war dann wieder gefährlich, und das Wortspiel vom Eisen ins Kreuz und Eisernen Kreuz war das einzig sichere, was der Schwadron, der Abteilung, dem Regiment, der Division oder gar der Kampfgruppe blieb.

Wie die Landersprache die Beziehung zwischen Eisernem Kreuz und Eisen

im Kreuz herstellte, ist dem Chronisten entfallen. Es sind immerhin 11 Jahre vergangen, seitdem glückliche Heimkehrer ihre Vorräte an Kriegsorden in amerikanische Zigaretten verwandelten. Manches ist vergessen, vieles verdrängt. Der Bundesbürger, der Geschmack daran findet, seine entnazifizierten Kriegsauszeichnungen wieder zu tragen, will glänzen. Er wird also nicht die unangenehmsten Erinnerungen mit ihnen hervorholen. Er wird eher daran denken, wie er es damals „dem Russen gezeigt“ hat, und nicht erinnern wollen, wie's die Läuse ihm gezeigt haben. Am Horizont erscheint hingegen schon die Vision, daß der Kunde dem Verkäufer erst aufs Knopfloch guckt, ehe er ihm etwas abkauft. Die Kriegskrüppel wird man dann vergessen haben, man wird sie für die Opfer von Verkehrsunfällen halten und die letzten Bombentrümmer für Ruinen aus den „französischen Raubkriegen“ Louis XIV.

Das wird sehr bald so sein. Wenn uns nicht alles täuscht, wird schon heute auf erbitterte Ablehnung stoßen, wer daran zu erinnern wagt, wofür unter anderem *auch* Orden verteilt wurden und von wem. Das nachstehende Dokument ist dem Buch „Das dritte Reich und die Juden“ (arani-Verlag) entnommen. Prüfen Sie, werter Mitbürger, ehe Sie die Bescheinigung Ihrer kriegesischen Verdienste an den Frack stecken, ob sie sich in solcher Ordensgemeinschaft wohlfühlen!

„II P. A. / 29a / Ko / Schä.

Krakau, den 15. Februar 194(?)

Aktenvermerk für

SS-Obergruppenführer und General der Polizei Koppe

Betrifft: Verleihung von Kriegsauszeichnungen an Btl. Schöppe

Das III./SS-Pol.-Rgt. 22 hat für den *Ghetto-Großeinsatz* — vom Reichsführer SS verliehen — folgende Kriegsauszeichnungen erhalten:

1. 1 Stück KVK. I. Kl. m. Schw. an Major Schöppe
2. 5 Stück EK. II. Kl.
3. 4 Stück KVK. II. Kl. m. Schw.

Weiter hat das Btl. in letzter Zeit erhalten:

- 1 Stück EK. II. Kl.
- 4 Stück KVK. II. Kl. m. Schw. (bereits erhalten)
- 24 Stück KVK. II. Kl. m. Schw. (genehmigte Vorsch.)
- 6 Stück KVK. II. Kl. m. Schw. (liegen zur Genehmigung vor)
- 34 Stück KVK. II. Kl. m. Schw.

Vom Btl. Schöppe sind noch eingegangen und in Bearbeitung:

- 9 Anträge zur Verleihung des EK. II. Kl. (davon 1 Antrag für Major Schöppe)
- 1 Antrag zur Verleihung des EK. I. Kl. für Oblt. d. Res. Georg Diehl, Zugführer 11./SS-Pol. Rgt. 22
- 1 Antrag zur Verleihung des KVK. I. Kl. m. Schw. an Oblt. Strobel.

Weitere Anträge sind hier nicht eingegangen.

i. A. Unterschrift
(SS-Hauptsturmführer).“

Atomstadt Dresden 1956

750 Jahre Stadt Dresden — in diesem Sommer werden in der Halbmillionenstadt an der Elbe Feiern stattfinden, die vor dem Hintergrund einer neuen, erregenden Funktion abrollen sollen: Dresden ist die Atomstadt Mitteldeutschlands geworden.

Die am 10. November 1955 gegründete Atomenergiekommission der Sowjetzone hat ihre Stabsquartiere im Villenvorort und ehemaligen Weltkurbad „Weißer Hirsch“ aufgeschlagen. Dort besitzt Professor Manfred von Ardenne, der 1945 in die Sowjetunion verschleppte, mit der höchsten Auszeichnung Moskaus, dem „Stalinpreis“ versehene Kernforscher und wissenschaftliche Praktiker von hohem Rang, eine weiträumige Villa mit Reitstall — Ardenne ist passionierter Herrenreiter —, die neben dem ehemaligen Lahmannschen Sanatorium gelegen ist. Seit 1954 arbeitet hier der noch jugendlich wirkende agile Forscher an einem Vorhaben, das die Stadt nach seinem Wunsche und dem Willen der Pankower Regierung zu einem Zentrum der deutschen Atomforschung machen soll. Aus einem Forschungsfonds von 500 Millionen Mark fließen ihm jetzt die Gelder zu, die nötig sind, um dieses Vorhaben zu realisieren — eher noch als es vielleicht die Bundesrepublik mit den Atom-Meilern in Karlsruhe und München schaffen könnte. Die oberste Aufsicht führt Genosse Stoph, General der KVP, der das Amt des sowjetzonalen Verteidigungsministers mit dem des Atom-Ministers heute schon de facto verbindet und es morgen auch öffentlich vertreten wird.

Im Sommer 1956 soll das Industriegelände zwischen dem alten Exerzierplatz Heller und Klotzsche sowie der Gartenstadt Hellerau von Zuchthäuslern und Facharbeitern soweit vorbereitet sein, daß der von der UdSSR angekaufte Atom-Meiler dort aufgestellt werden kann. Spaltbares Material erhält Ardenne von der Wismut-AG, die ihr erzgebirgisches Fundgebiet heute bis an die südlichen Vororte von Dresden herangeschoben hat. Das Erz Uranpechblende hat die sowjetische Atombombenproduktion weitgehend in den letzten Jahren ermöglicht.

Der wissenschaftliche Nachwuchs für das *Atom-Zentrum* Dresden wird in der Fakultät für Kerntechnik an der Dresdner Technischen Hochschule herangezogen. Sie ist die erste und bisher einzige derartige Einrichtung in Deutschland. Dekan Prof. Dr. Macke vertrat die Zone bei der letztjährigen Genfer Atomkonferenz. Aber Ardenne hat sich auch deutsche Mitarbeiter aus der Sowjetunion mitgebracht, die heute den wichtigsten Aktivposten seiner Forschungen darstellen.

Folgende wesentliche Erfindungen und Neukonstruktionen sind seit 1954 in Dresden entwickelt worden: Zwei neue Ionenquellen, die zum Herzen vieler Atomumwandlungsanlagen der Zukunft werden dürften, sind die Unoplasmatron- und die Duoplasmatron-Ionenquellen, die der Erzeugung von Ionen, das sind elektrisch geladene Atome oder Moleküle, dienen. Nach ihrer Beschleunigung im Teilchenbeschleuniger lösen sie Kernreaktionen aus. Die Duoplasmatron-Ionenquelle des Professors von Ardenne ist besonders interessant. Sie saugte zum ersten Male Protonenströme von einigen 100 Milliampère aus Emissionsöffnungen von nur 1,2 Millimeter Durchmesser ab und erzielte erstmalig bei Ionenquellen einen Nutzeffekt von nahezu 100 Prozent. Man muß wissen, daß viele bisher bekannte Anlagen nur einen Nutzeffekt von unter 30 Prozent erhalten.

In Dresden wird diese Ionenquelle industriell hergestellt werden. Weiter hat Ardenne entwickelt: Eine Ionenquelle für vierfach geladene mittelschwere Ionen und ein Präzisions-Massenspektograph hoher Auflösung mit Ionen-Bildwandler, der die Massenspektren dem menschlichen Auge sichtbar macht

und damit einen grundlegenden Nachteil aller bisherigen Anlagen beseitigt. Hinzu kommt ein in Dresden entwickelter vereinfachter magnetischer Isotopenbrenner, bei dem statt eines Magneten von etwa 200 Tonnen ein Magnet mit nur 19 Tonnen Gewicht genügt, um eine Trennaufgabe durchzuführen. Diese Trennanlage neuen Typus wird zur Zeit in der Elbestadt aufgebaut.

1954 begann von Ardenne mit der Entwicklung eines Scintillations-Bildwandlers, der nach der Art der modernen Röntgenbildwandler arbeitet und für die bildliche Sichtbarmachung von Neutronenstrahlen und in Sondertypen für Alpha- und Beta-Strahlen hoher Stärke benutzt werden kann. Diese Scintillationsbildwandler werden in erster Linie für Atom-Meiler eingesetzt. Schwierigkeiten hat Professor von Ardenne noch mit der volkseigenen Industrie, die nicht immer termingemäß die äußerst komplizierten Apparaturen liefern kann. Aber heute schon kann gesagt werden, daß mit Dresden eine deutsche Atomstadt entsteht, in der Forschung und Praxis aufs engste zusammenarbeiten und durch Ardenne schon heute bedeutende Erfolge erzielen. Der Ehrgeiz des Dresdner Atomprofessors ist groß. Er will in absehbarer Zeit durch ein Atomkraftwerk in der Elbestadt die Energieschwäche der volkseigenen Zonenindustrie beheben. Außerdem möchte er der westdeutschen Atomforschung, die zur Zeit recht schwerfällig anläuft, noch mehr als bisher zuvorkommen. Der SED-Staat stellt ihm jedes Hilfsmittel zur Verfügung.

Die Hölle von Andersonville

Seit Monaten liest man an der Spitze der Best-Seller-Listen, die allsonntäglich in den umfangreichen literarischen Beilagen der amerikanischen Zeitungen veröffentlicht werden, den Titel eines Buches, in dem von nichts anderem die Rede ist als von furchtbaren Zuständen in einem amerikanischen Gefangenenlager. Dies Buch heißt ganz einfach „Andersonville“, aber der Name ist im Gedächtnis geblieben, wie die Namen „Buchenwald“ und „Auschwitz“ vielleicht nicht im Gedächtnis vieler Deutschen haften bleiben. Der Verfasser dieses umfangreichen Buches heißt MacKinlay Kantor, der schon eine ganze Reihe von Romanen und Novellen veröffentlicht hat und dessen Kurzgeschichten man auch in Sammlungen findet. Dieser Mann hat 25 lange Jahre unermüdlich in angestrengter Arbeit Nachforschungen angestellt, um zu erfahren, wie es damals in und um Andersonville tatsächlich zugegangen ist. Das Ergebnis war dies Buch, und es spricht sicher für die amerikanischen Leser, daß sie für ein solches Werk großes Interesse bekunden. Auch bedeutet die Lektüre dieses umfangreichen Bandes, der nicht leicht geschrieben ist, die Fülle des Stoffes und der zahlreichen Personen eine geistige Anstrengung, vom Grauen, das von der Darstellung der Vorgänge ausgeht, nicht erst zu reden.

Andersonville ist ein kleiner Ort im Süden, im Staat Georgia, unweit der Stadt Macon im Sumter Country, und hier nahe dem Ort hatte man im Bürgerkrieg, vor nun bald hundert Jahren, ein Lager für Gefangene der Nordarmeen eingerichtet, in dem weit mehr als zehntausend junge Menschen verhungert, umgebracht, an Seuchen hilflos gestorben sind.

Die verantwortlichen Behörden des Südens hatten bei Andersonville ein sumpfiges Gelände ausgesucht, in dem sie alle Bäume, jeden Strauch ausrotten ließen, und auf nacktem Gelände mitten im Sumpfgebiet mußten im Laufe

von zwei Jahren rund 40 000 Gefangene vegetieren. Es gab dort keine Unterkunft, keine Baracken, es gab kein Wasser, nur die dürftigste Nahrung, und wer krank war, verkam. Hernach richtete man ein Revier ein, damit die Hoffnungslosen dort sterben konnten; es starben täglich, zwei Jahre lang, Menschen wie Fliegen, und man hat auch in ihnen nichts anderes als gefangene Tiere gesehen. Einer der Kommandanten des Lagers sah in seinen Opfern gefangene „Bären“, denn er stammte aus Bern und erinnerte sich eines Tages beim Anblick des Lagers des berühmten Bärenzwingers seiner Vaterstadt... Dieser Mann hieß Henry Wirz, war ein Schweizer von Geburt und führte die Befehle eines gewissen General Winders aus, der kurz vor Kriegsende einem Schlaganfall erlag, während Wirz, der nun ganz unschuldig sein wollte, von den Nordtruppen gefangen genommen und vor ein ordentliches Gericht gestellt wurde. Er ist der einzige Offizier des Südens gewesen, der zum Tode verurteilt wurde und auch hingerichtet worden ist.

In diesem Lager fiel es den Häftlingen schwer, Solidarität zu wahren, man bestahl sich, schlug sich blutig und beging auch Morde; die Gefangenen griffen zur Selbstjustiz und hingen andere auf, die sich zu regelrechten Banden zusammengeschlossen hatten. Man nahm einander das letzte Stück verfauten Brotes fort, verkroch sich unter Leichen, um vielleicht beim Begraben außerhalb des Lagers zu entkommen, man machte Fluchtversuche und wurde von Bluthunden eingefangen, es war die Hölle. Und die Verantwortlichen taten alles, um die Lage der Unglücklichen noch zu verschlimmern mit der festen Absicht, so viele „Yankees“ wie nur möglich umkommen zu lassen.

Dieses grauenvolle Nachtgemälde, das Kantor unerbittlich entworfen hat, läßt aber nicht nur das höllische Gewimmel der armseligen gefangenen Kreaturen und ihre zynischen, primitiven Peiniger erblicken, sondern auch Menschen, die alles aufzubieten suchten, um den Unglücklichen in irgendeiner Weise Hilfe zu bringen. Die Stimme des Mitleids und der Verantwortung ist nicht stumm geblieben, so groß die Gefahr auch war, verhaftet oder öffentlich angeprangert zu werden, weil man den „Yankees“ beistehen wollte. Es gab Ärzte und Offiziere, die durch Eingaben bei hohen Stellen die Zustände zu bessern suchten. Vergebliches Mühen. Kantor hat aber auch in seinem Buche weit mehr als nur einen fundierten Bericht von den damaligen Zuständen in und um Andersonville gegeben, sondern er hat auch dank umfassender Studien und Nachfragen bei Nachkommen ermittelt, woher viele Gefangene kamen, woher ihre Eltern stammten, wie sie vor dem Kriege lebten und arbeiteten, und so gewinnt man mit einem Male den Eindruck einer großen packenden Zeitgeschichte, erhält man eine Vorstellung von der ganzen Buntheit dieses amerikanischen Volkes. Deutsche Leser werden erfahren, wieviele Deutschgebürtige damals in den Reihen der Nordarmeen kämpften und dann in Andersonville elend umgekommen sind. War Wirz ein Mann deutscher Sprache, so gab es auch Tausende deutscher Sprache, die seine Opfer geworden sind. Der Roman oder Bericht, wie es vielleicht besser heißen müßte, wird deutschen Lesern einen drastischen Begriff von der Erbitterung der kämpfenden Gruppen geben, aber über allem wird ihm begreiflich, daß die Stimme des Rechts nicht verstummen wollte und man versuchte Verbrechen zu verhindern, Schuldlose zu retten und menschlich zu bleiben.

Die moralischen Kräfte in Deutschland

Eindrücke von einer Deutschlandreise

Die Erde, auf der wir geboren sind, und das Land, das uns in unseren entscheidenden Jahren geformt hat, zieht uns immer wieder magnetisch an. Vier Mal bin ich seit Kriegsende nach Deutschland gefahren und jedes Mal mit einer Verschiedenartigkeit von Eindrücken nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt. Nur in einem Punkte stimmten diese Eindrücke vier Mal überein: dem deutschen Wirtschaftswunder ist kein paralleles moralisches Wunder gleichzusetzen.

Ich habe sechsunddreißig Jahre in Deutschland gelebt, und in den letzten sieben Jahren vor 1933, als Deutschland in sein nationalsozialistisches Abenteuer taumelte, habe ich als Generalsekretär der Deutschen Liga für Menschenrechte gewirkt und für Ideen gekämpft, die in der Weimarer Verfassung verankert waren. Diese schwache, von rechts und links berannte Republik ging in dem Naziungewitter unter. Zwölf Jahre Emigration hatten uns Deutschland sehr entfremdet, wenn wir auch seine Sprache und seine großen kulturellen Güter nie vergessen haben. Aber seine Menschen, das Volk waren uns entfremdet.

Trotz des furchtbaren Geschehens von 1933 bis 1945, das von Jahr zu Jahr wuchs und von dem wir im Ausland immer mehr erfahren, haben wir uns dennoch gehütet, das deutsche Volk als Ganzes für jene Untaten, die, wie es der deutsche Bundeskanzler am 27. September 1951 sagte, in „seinem“ Namen begangen wurden, zu verurteilen, wiewohl wir seine Mitverantwortlichkeit nie in Abrede stellen konnten. Frühzeitig schon diskutierten wir hier draußen Probleme von Kollektivschuld versus Kollektivverantwortlichkeit, aber in den heißesten Debatten war die Mehrheit der Auffassung, daß für das grausame Geschehen das Volk als Ganzes nicht verantwortlich gemacht werden dürfe und die Schuld eine persönliche sei, für die die Einzelnen zur Rechenschaft gezogen werden mußten. Wir waren jedoch der festen Überzeugung, daß jene Schuldigen, ob ein Clauberg, der „eiserne Gustav“ oder ein Diplomat, von der übergroßen Mehrheit des deutschen Volkes, aus seinem Traum erwachend, nie als Märtyrer gefeiert, sondern als Totengräber seiner nationalen Ehre verachtet werden würden. Wir glaubten, daß das deutsche Volk sich der Ansicht eines Paul Sethe anschließen würde, der mir, als ich mit ihm bei meiner letzten Reise über die Frage der Wiedergutmachung an den Opfern der Naziuntaten sprach, erklärte: „Ich als ein nationaler Deutscher bin für diese Wiedergutmachung, weil die Ehre meines Volkes beschmutzt worden ist.“

Was wir erhofften und im Interesse des neuen Deutschland ersehnten, war, daß das Volk nach seiner äußeren und inneren Befreiung und Selbstreinigung

jenen Kräften, die den heldenhaften Versuch unternommen hatten, die Nation vor dem Fall in den Abgrund zu bewahren, die Chance geben würde, an der Entwicklung des Landes an verantwortlicher Stelle mitzutun.

Wenn wir von moralischen Kräften sprechen, so meine ich jene Nicht-Opportunisten, jene in erster Linie um der Sache willen wirkenden Menschen, jene, die in den kritischen Stunden der Prüfung und des Risikos sich selbst und ihrer Gesinnung treu geblieben sind. Es war der deutsche Dichter Conrad Ferdinand Meyer, der seinen Ulrich Hutten sagen ließ:

Mich reut, daß ich in meine Fehden trat
Mit schärf'ren Streichen nicht und kühn'rer Tat!
Mich reut die Stunde, die nicht Harnisch trug,
Mich reut der Tag, der keine Wunden schlug!
Mich reut — ich beicht' es mit zerknirschem Sinn, —
Daß ich nicht Hutten stets gewesen bin!

Wir denken an diese Huttens in Deutschland, die nicht den verführerischen Worten der braunen Totengräber folgten oder sich gar zu unmenschlichen Taten hinreißen ließen oder durch Zusehen sich mitschuldig machten. Wir denken auch an jene, die zu jung waren, selbst den richtigen Weg zu finden, aber die heute aus der Vergangenheit gelernt haben, die die verlorene Generation ihrer Väter heraufbeschworen hatte. Alle die Standhaften und die Jungen sind ohne Rücksicht auf Parteistempel meiner Meinung nach die moralischen Kräfte eines neuen Deutschlands.

Es gibt glücklicherweise diese Kräfte in Deutschland. Dieser Tatsache wurde ich gewahr, wann immer ich durch das Land gefahren bin, und ich weiß, daß nach 1945 viele Menschen dieser Art zu finden waren, die an wichtigen Fronten des politischen und kulturellen Lebens zu wirken suchten. Sie haben insbesondere wichtige Funktionen in den Schulen, in den Universitäten, als Herausgeber und Redakteure von Zeitungen, Zeitschriften, im Radio und neuerdings in den Fernsehstudios. Diese moralischen Kräfte wurden sichtbar, als es um die Frage der Wiedergutmachung ging, und sie haben bestimmt eine Schlacht gewonnen, als der Deutschland-Israel-Vertrag, ein Zeichen von Deutschlands Anerkennung seiner Mitverantwortlichkeit für das an Millionen Juden begangene Verbrechen, abgeschlossen wurde.

Wann immer ich durch das Land fuhr und mit jungen oder älteren Menschen sprach, wurde mir klar, wie dringend notwendig es ist, die geistigen Lücken, die zwölf Jahre Diktatur verständlicherweise erzeugt hatten, zu füllen. Das hätte der Reorientierungsprozeß sein können, der jedoch nur teilweise und unvollkommen eingesetzt hat.

Bald hörte ich von vielen Menschen nicht so sehr, was die Deutschen falsch gemacht hätten, sondern was die Amis verkehrt machen. Zweifellos, sie haben vieles falsch gemacht; aber niemand kann die Amerikaner dafür verantwortlich machen, wenn wir uns heute mit einiger Sorge fragen müssen, ob die moralischen Kräfte Deutschlands, wie es neulich Eugen Kogon in einem Artikel alarmierend formulierte, nicht schon wieder „mit dem Rücken gegen die Wand“ kämpfen.

Ich erinnere mich zum Beispiel an eine Aussprache im Jahre 1952, als ein Bekannter von mir darüber lamentierte, daß bestimmte frühere Nazis wieder in wichtige Positionen gekommen seien. „Daran sind die Amerikaner schuld“,

sagte er mir. Als ich ihn fragte, ob er und seine Freunde die Amerikaner petitioniert hätten, war seine Antwort negativ. Es mag vielleicht ein deutscher Charakterzug sein, es dem „Amerikaner“ oder dem „Adenauer“ zu überlassen, das Richtige zu tun, aber wenn die Demokratie in Deutschland lebendig sein soll, muß sie Methoden annehmen, wie wir sie in Amerika und anderswo üben, nämlich den Mund aufzumachen und seine Meinung zu sagen.

Thomas G. Masaryk, Staatsmann und Patriot seines tschechischen Volkes, hat mit Recht gesagt: „Demokratie ist Diskussion“. Aus solchen Diskussionen kann allein der Klärungsprozeß kommen, der notwendig ist, einer Entwicklung die Richtung zu geben, Mißstände abzustellen. Und die Deutsche Liga für Menschenrechte war schließlich und endlich nichts anderes als der Versuch, in organisierter und methodischer Weise ein demokratisches Kontrollorgan zu sein. Es ist bedauerlich, daß im heutigen Deutschland diese Organisation nur noch dem Namen nach existiert.

Als ich in den Winterwochen des Januar und Februar dieses Jahres von Frankfurt über Bonn nach Köln, Düsseldorf, Bremen, Hamburg, Berlin, Stuttgart und München reiste, um über die Probleme der Wiedergutmachung an den Naziopfern mit Vertretern der Regierung, der Presse und den Verfolgten zu sprechen, hatte ich erneut Gelegenheit, die Stärke der moralischen Kräfte Deutschlands zu messen. Ich war ehrlich bestürzt, daß sie geringer geworden sind. Mit der offenbaren zahlenmäßigen Reduzierung dieser Kräfte aber ist auch die moralische Temperatur in Deutschland gefallen und hat einer opportunistischen und materialistischen überreichlich Platz gemacht. Jüngst veröffentlichte der Chefredakteur des Hamburger Anzeigers einen Artikel unter dem Titel „Der Tanz um das Goldene Kalb“. Er ist bezeichnend.

Als ich vor drei Jahren mit dem Herausgeber einer großen Zeitung über Wiedergutmachung und damit verbundene Probleme sprach, war mein Freund ganz mit mir einer Meinung. „Es darf sich nicht wiederholen — wir müssen wachsam sein“ — war der Tenor seiner Auffassung. Diesmal sah ich meinen Freund wieder und obwohl ich an seiner liberalen Grundhaltung nicht zweifeln will, war er von dem Aufstieg seines Unternehmens, von dem Wachsen seiner Verantwortung und den wirtschaftlichen Erfolgen gefangen genommen. Die politischen Fragen, die vor drei Jahren Priorität hatten, wurden jetzt rein wirtschaftlichen Fragen gleichgeordnet. Das war aus der Unterhaltung klar erkennbar.

Durch die Lizenzierung sind vielen Verfolgten und Antinazis Zeitungen in die Hand gegeben worden, aus denen sie einen geschäftlichen Erfolg gemacht haben. Die Frage, die viele meiner Freunde mit mir diskutierten war, wie weit dieser wirtschaftliche Erfolg — begleitet von vielen Annehmlichkeiten des Lebens, die zu besitzen der Betreffende sich nie hätte träumen lassen — solche Treuhänder und Wächter der Demokratie von den Grundaufgaben entfernt hat, die zu verfolgen in Deutschland verdammt notwendig ist, weil ja die Wurzel des Baumes Demokratie noch nicht in voller Stärke entwickelt sein kann.

Schlimmer sind natürlich die Beispiele, wo an Stelle von Gesinnung Opportunismus getreten ist, wo aus einem politischen Menschen um der Entwicklung seines Unternehmens willen ein unpolitischer wurde, der — wie einer

von ihnen mir sagte, es nicht erlauben würde, daß *gegen* eine Sache geschrieben werden würde, aber der sehr kleinlaut wurde, als ich ihn fragte, was er *für* die Sache schreibe oder schreiben lasse. Geld verdirbt den Charakter und lebenslängliche Kontrakte verleiten einen Antinazi ein Geschäftsjournalist zu werden, der sich offenbar zu wenig Sorge darüber macht, daß man in Deutschland für die Demokratie eine höhere Versicherungsprämie einzahlen müsse als in den Ländern, wo sie sich eine feste Tradition geschaffen hat.

Als ich dieses Mal durch Deutschland reiste, konnte ich das Gefühl nicht loswerden, daß Westdeutschland sich zu schnell im negativen Sinne amerikaniert habe. Die technischen Errungenschaften unseres Landes wurden akzeptiert, aber die Vielfalt der ideellen Errungenschaften und die geistigen Traditionen sind nicht in gleicher Weise von dem deutschen Volke übernommen worden. Als mich mein Pan-American Strato-Cruiser nach New York zurückbrachte, hatte ich Gelegenheit, mich mit drei Vorarbeitern der Opelwerke zu unterhalten, die nach Detroit ausgetauscht wurden und die begeistert von der Entwicklung ihrer Fabrik waren, aber alle andern Probleme offenbar verdrängt hatten.

Eine andere Beobachtung auf meiner Reise war der mitleidlose Kampf innerhalb der Parteien um Positionen. Statt daß die Gärtner des jungen Baumes, deutsche Demokratie genannt, ihn gemeinsam hegen und pflegen, damit er wachse und gedeihe und seine Wurzel sich tief in der Erde verankere, hatte ich den Eindruck, wenn ich von den „politischen“ Kämpfen hörte, daß diese Gärtner den Baum und die Wurzel sich selbst überlassen und auf einer andern Wiese sich dauernd raufen. Man mag einwenden, daß diese menschlichen Schwächen überall vorhanden sind. Wie dem auch sei, Deutschland hat in den Jahren von 1933 bis 1945 die größte moralische Krise in seiner nationalen Entwicklung durchgemacht. Das Land befindet sich heute in einem noch nicht gefestigten Zustande, in dem es darauf ankommt, den Versuch zu machen, dem deutschen Volke eine neue ethische Konzeption zu vermitteln und eine neue Tradition — die demokratische — zu entwickeln, die ohnehin durch die Tagespolitik immer wieder starken Erschütterungen unterworfen wird.

Der Presse zum Beispiel fällt eine ganz besondere Verantwortung zu, und jener Sensationalismus, der demokratische Repräsentanten lächerlich macht, sie als Korruptionisten und Schwächlinge erscheinen läßt, muß in Deutschland mehr Schaden als ähnliche Erscheinungen in einem andern Lande anrichten. Ich habe insbesondere in Berlin einige dieser sensationell aufgemachten Blätter eines Verlages gesehen, dessen Chefs aus der Vergangenheit hätten lernen können, daß sie mit diesem Appell an die niedrigsten Instinkte mit Feuer spielen.

Eine weitere Beobachtung ist der erbitterte persönliche Kampf innerhalb der Parteien, wo es manches Mal zu politischen Entscheidungen kommt, nicht aus sachlicher Berechtigung, sondern weil man der Linken oder Rechten nicht den Vorteil gönnt, den sie durch ihre Haltung eventuell erzielen könnte. Der Mann auf der Straße reagiert bitter und ist enttäuscht.

Eine andere nicht weniger bestürzende Feststellung ist das, was man in Deutschland „abschießen“ oder „Schlachtfest“ nennt. Ins Hochdeutsche über-

setzt heißt das, eine Gruppe von Menschen hat sich zusammengefunden, um einen andern um seinen Posten zu bringen.

Interessanterweise wirken in solchen Dingen frühere Mitverfolgte mit, ohne sich scheinbar klarzumachen, daß die deutsche Demokratie durch solches Tun nicht gestärkt wird. Sie kann auch nicht gestärkt werden, wenn ein neuer Geheimrat Holstein, die graue Eminenz aus Bismarcks Tagen, das ganze Deutschland auf eine bestimmte politische Koalition gleichzuschalten sucht. Meiner Meinung nach ist es bedauerlich, daß Mitglieder der Oppositionsparteien von der nationalen Verantwortung für so viele Jahre ausgeschlossen sind, obwohl wir von ihnen wissen, daß sie Garanten gegen eine mögliche Wiederholung des Naziunheils — oder eines möglichen Kommünheils — sein würden.

Vor einigen Jahren fand in New York eine Diskussion über Deutschlands Demokratie statt, und der amerikanische Professor James Pollock war höchst zufrieden, daß die Amerikaner den Deutschen geholfen hätten, die Form für die Demokratie zu geben. „Den Rest müssen sie selbst tun“, meinte der Professor. Diese kurzsichtige professorale Ansicht erinnert an eine Flasche ohne Inhalt. Ich bin der unorthodoxen Meinung, daß die Flasche in Deutschland noch nicht gefüllt ist und wir alle eine Mitverantwortung dafür haben, daß ihr Inhalt der gedachten Form entsprechen möge.

Im Jahre 1952 traf ich einen Journalisten in München, der mir seine tiefe Sorge darüber zum Ausdruck brachte, daß es „bei uns zu schnell aufwärts gegangen“ sei. Im Jahre 1956 besträtigte mein Freund seine These. Andere Freunde sprachen davon, daß es notwendig sei, sich zu wehren, und diese Abwehr kommt wohl in den jetzt begründeten Kampfbünden gegen die Nazis zum Ausdruck. Der Rummel für die Heimkehrer, gleichgültig, wessen sie sich schuldig gemacht hatten, und für die Kriegsverbrecher muß bedenklich stimmen.

Allgemein ist man der Ansicht, daß die deutsche Demokratie ihren Weg ohne Gefahr der Renazifizierung weitergehen wird, solange das deutsche Wirtschaftswunder anhält und Adenauer die Zügel in der Hand hält. Die Krise für die deutsche Demokratie wird aber von manchen befürchtet, wenn es den Deutschen wirtschaftlich nicht so gut geht, und wenn Adenauer die Führung an unerfahrene Kräfte abgeben muß.

In einem solchen Zeitpunkt wäre es von entscheidender Bedeutung, daß die moralischen Kräfte in die Bresche springen könnten, um sich als das Rückgrat des neuen Deutschland zu erweisen. Viele meiner deutschen Freunde befürchten, daß sie dazu nicht in der Lage sein werden. In all den Jahren haben sie einen Kampf gegen den Hügel führen müssen, und viele von ihnen, gleichgültig ob und wo sie politisch organisiert waren — CDU oder SPD oder in den leider relativ schwachen kulturellen Organisationen — haben resigniert, und andere sind, was schlimmer ist, Opportunisten geworden. Vielleicht sind die Auflageziffern einiger Zeitschriften, wie Frankfurter Hefte, Deutsche Rundschau, Der Monat, ein sichtbares Argument für meine These.

Diese Beobachtungen schreibe ich nieder, nicht weil ich mich berechtigt fühle, zu moralisieren oder es besser zu wissen; sondern ich gebe diese flüchtigen Eindrücke weiter als ein aus Deutschland einst Vertriebener, der in den

Vereinigten Staaten eine neue Heimat fand, aber damit nicht aufhört, sich um Deutschlands und Europas Schicksal zu sorgen.

Es ist sicherlich von Bedeutung, daß Deutschland Heinrich Heine in diesem Jahr feiert. Ich habe am Vorabend meiner Abreise ergriffen in der Paulskirche gestanden, wo fünfzehnhundert Menschen erschienen waren, um den beißenden Kritiker Deutschlands, den Dichter, der schrieb: „Denk' ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht...“ zu ehren. Das war ermutigend und ein Zeichen des Versuchs, neue moralische Fundamente zu finden.

Was ich dem neuen Deutschland daher wünsche, ist, daß jenen moralischen Kräften die Chance gegeben werden möge, nicht nur mitzusprechen und mitzutun, sondern in die Führung zu gelangen, damit wir nicht, wenn wir an Deutschland denken, je um den Schlaf gebracht werden mögen.

Es gab ein Konzentrationslager, das 1945, nachdem es vom Schutt des Todes gesäubert worden war, zur allgemeinen Besichtigung freigegeben wurde. Es war das Konzentrationslager Dachau in der Nähe von München, und wer es besuchte, nahm Erinnerungen mit, die er nie mehr loswerden kann...

Wenn der Besucher durch diese Räume ging und seinen Blick über den Schauplatz so unermesslicher Leiden und Tragödien wandern ließ, vermeinte er fast, den Geruch verwesender Leichen und brennenden Fleisches wahrzunehmen, und wenn er dann in die reine frische Luft hinaustrat und die Augen zum Himmel aufschlug, um die beklemmende Vision des Bösen abzuschütteln — was erblickte er da? Ein kleines künstliches Vogelnest, das irgendein schizophrener SS-Mann an einer Stange auf dem Dach des Krematoriums befestigt hatte.

Da erst konnte er begreifen, wie es möglich war, daß die Nation, die der Welt Goethe und Beethoven, Schiller und Schumann schenkte, ihr auch Auschwitz und Belsen, Ravensbrück und Dachau bot.

Lord Russel of Liverpool in seiner Geschichte der Nazikriegsverbrechen, die der Röderbergverlag Frankfurt 1955 in deutscher Übersetzung herausbrachte: „Geißel der Menschheit“ (367 S.). Ein Buch, das in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen sollte.

Neuseeland im Windschatten der Weltpolitik

Man nehme — so heißt es in jedem Kochbuch. Ich könnte einen Bericht von Neuseeland, dem schönsten Land der Welt, nicht besser einleiten als etwa so: Man nehme die Geysirs und die warmen Quellen Islands, die Fjorde Norwegens, einen solennen Nordseesturm, die Lüneburger Heide, den Schwarzwald, die Almen des Allgäu, die Gletscher und Schneeberge der Schweizer Alpen, die französische Bretagne, die oberitalienischen Seen, die Riviera und die Vulkane Siziliens. Man mische dies alles mit englischer Parklandschaft, Hammelherden, englischen Kathedralen und englischem Lebensstil. Man überstreue das Ganze mit echten Briten: Engländern, Schotten, Wallisern und Iren. Man versetze diese ganze Mischung europäischer Landschaft und Menschen in die Antipoden, auf die gleichen südlichen Breitengrade, die die Strecke Oslo—Rom auf der nördlichen Erdhalbkugel einnimmt. Und man hat eine ungefähre Vorstellung von der Landschaftsfülle, Farbenpracht und Schönheit von „John Bulls anderer Insel“.

So nämlich bezeichnen die Neuseeländer selbst ihr Land. Oder sie behaupten von sich, sie seien des Mutterlandes Woll- und Weidewirtschaft. In einem Land größer als die britischen Inseln sind sämtliche europäischen Touristenattraktionen zusammengefaßt. In diesem Land leben ganze zwei Millionen Menschen, ohne Sorgen, mit garantierter Vierzig-Stunden-Woche, ohne Arbeitslosen, mit Wohlfahrtsstaat und dem höchsten Lebensstandard. 39 Millionen Schafe und einige Millionen Rinder und vor allem der Regengott ermöglichen das und darüber hinaus ein Leben, das keine der Sorgen, Nöte und Ängste kennt, von denen wir im überfüllten Kontinent heimgesucht werden. Hier gibt es keine Nervenleiden, keine Herzbeschwerden und keine Managerkrankheit. Das Leben verläuft geruhsam und gemächlich, eben wie in einem ewigen Luftkurort.

Die großen Ereignisse und Probleme unserer Zeit dringen nur wie ein leises Echo in dies Land am äußersten Rand der Antipoden. Die Auseinandersetzungen zwischen Ost und West, zwischen Freiheit und Kommunismus, die wirren Vorgänge in Ostasien, in Mittelost und in Afrika werden von den Zeitungen zwar getreulich registriert, von den Lesern aber kaum zur Kenntnis genommen. Außenpolitik und weltgeschichtliche Problematik sind zwei Dinge, die hier noch nicht so richtig zum guten Ton zu gehören scheinen.

Neuseeland, zwei lange, schmale Inseln mit einer Ausdehnung von mehr als 1 600 Kilometern, aber nur etwa dem gleichen Flächenumfang wie die Deutsche Bundesrepublik ist heute wie bei seiner Besiedlung durch die Engländer vor etwas über hundert Jahren nichts weiter als ein entfernter, fast vergessener Außenposten des weißen Mannes. Ohne Nachbarn und damit ohne unmittelbare Bedrohung liegt es inmitten der unermesslichen Weiten des

Südpazifik. Von seinem Mutterlande, mit dem es heute noch nicht nur Bande des Blutes und der Wirtschaft verbinden, sondern vor allem Lebenshaltung und Weltanschauung, von diesem Mutterlande ist es durch 20 000 km Wasserweg getrennt. Der nächste Nachbar ist das stammverwandte, wenn auch von den Neuseeländern etwas als parvenuhaft angesehene, rund 2 000 km entfernte Australien im Westen. Im Norden, Osten und Süden trennen es viele tausend Kilometer Meer von Asien, Südamerika und dem menschenleeren Kontinent der Antarktis. In keinem der beiden Weltkriege war Neuseeland unmittelbarer Bedrohung ausgesetzt, keiner Bombe, keinem feindlichen Angriff.

Die enge Bindung an das Mutterland und die einzigartige geopolitische Lage ermöglichten es, daß Neuseeland bis weit in den Zweiten Weltkrieg keine Außenpolitik aus erster Hand kannte. Die Neuseeländer, die heute noch von England als von „zu Hause“ sprechen, obwohl sie in der dritten und vierten Generation Neuseeländer sind und nie ihr „Mutterland“ betreten haben — diese Neuseeländer ließen bis in die jüngste Vergangenheit nicht nur ihre Wirtschaft von London dirigieren, sie ließen auch die Außenpolitik von Whitehall aus bestimmen und legten die Verteidigung gleichfalls in die Hände der Engländer. Neuseeland bezeichnete sich stolz als das „englischste Land der Welt“ und als „Ihrer Majestät getreuester Untertan“. Mehr als neunzig Prozent der Gesamtbevölkerung von zwei Millionen ist englischer Abstammung, und Königin Elisabeth II. ist nicht nur dem Namen nach auch Königin von Neuseeland.

All diese gottgewollte und von jedem Neuseeländer, gleichwohl ob konservativ oder Arbeiterparteilich, bedingungslos anerkannte und unterschriebene Ordnung schien während des Zweiten Weltkrieges völlig aus den Fugen zu geraten. Der Verlust Singapores und die Versenkung der beiden britischen Schlachtschiffe „Repulse“ und „Prince of Wales“ durch die Japaner läuteten für das englische Land im Südpazifik den Beginn eines neuen Zeitalters ein. Zum ersten Mal hieß es für Neuseeland, ganz allein auf sich gestellt sein und auf eigenen Füßen zu stehen. Wenn auch noch immer im Windschatten der Weltpolitik und Weltstrategie gelegen und während des ganzen Krieges nie in ernstlicher Gefahr, hieß es nun plötzlich, Stellung zu beziehen zu den großen Problemen und Auseinandersetzungen unserer Zeit. Mehr noch: mit der Bewußtwerdung der eigenen Verantwortung ging Hand in Hand die Erkenntnis, daß nur das Wunder des amerikanischen Sieges in der „Schlacht im Korallenmeer“ Neuseeland vor feindlicher Besetzung und direkten Kriegsschäden bewahrt hat.

Seitdem erst, doch seit dieser Zeit sehr bewußt und sehr konsequent, kann von einer neuseeländischen außenpolitischen Konzeption und Verantwortung gesprochen werden. Ein neuseeländischer Kollege in Wellington hat dies mit einem Schaukelspiel verglichen, wobei die Seile der Schaukel einmal in England, zum anderen Mal in den USA verankert sind. Sehr häufig in den vergangenen Jahren hat die Schaukel Neuseeland vermittelnd und ausgleichend bei den häufig auftretenden englisch-amerikanischen Spannungen eingegriffen und stets mit Erfolg.

Man hat Neuseeland mit Recht das konservativste Land mit der radikalsten Sozialversorgung genannt. Im gemäßigten Klima der Südhemisphäre

gelegen, von zurückhaltenden, nüchternen Briten bewohnt, ist Neuseeland zum Musterland des gesunden Menschenverstandes und des sozialen Wohlfahrtsstaates, gleichsam zum Eldorado des Mittelmaßes, geworden. Hier gibt es keine krassen Unterschiede zwischen Arm und Reich. Hunger ist unbekannt, die 40-Stunden-Woche in fünf Arbeitstagen ist seit vielen Jahren ebenso Gesetz wie die zwei Feiertage jede Woche, freier Gesundheitsdienst, Kinderzulage, kostenloser Krankenhausaufenthalt, Staatspension für jedermann. In diesem Land ohne soziale Unterschiede, ohne Arbeitslosigkeit und mit garantiertem Wochenlohn, das nach Einwanderern schreit, obwohl es nur Engländer aufnimmt, gibt es keinen Kommunismus. Damit entfällt auch die Kenntnis von seiner Gefährlichkeit. Der Ost-West-Konflikt, der große Teile der Welt in ewiger Spannung hält, die Aufspaltung Europas, erscheint dem Mann auf der Straße in Wellington, in Auckland und in Christchurch so weit entfernt wie der berühmte Mann im Mond.

Viel näher und gegenwärtiger ist dem Neuseeländer dagegen die macht- und bevölkerungspolitische Bedrohung aus Ostasien. Von hier allein kann die einzig mögliche Gefährdung seiner Sicherheit kommen. „Aus diesem Grunde“, so drückte es der neuseeländische Außenminister Macdonald aus, „versucht die Außenpolitik unseres Landes, Geschichte und Geographie, wirtschaftliche und strategische Gegebenheiten miteinander in Einklang zu bringen. Anders ausgedrückt bedeutet das, daß wir ohne Benachteiligung der vielen Bande, die uns an England und über England an die atlantische Gemeinschaft binden, unsere Aufmerksamkeit stärker als bisher den Ereignissen, Vorgängen und Entwicklungen in Südostasien zuwenden“.

Nur so ist es zu verstehen, daß Neuseeland trotz seiner betonten Bindung an das britische Commonwealth und vor allem an London im Jahre 1951 dem Anzus-Pakt beigetreten ist, in dem sich unter Ausschluß Englands Australien, Neuseeland und die Vereinigten Staaten im Falle eines Angriffes gegenseitige Hilfe zusicherten. Aus der gleichen Erkenntnis der neuen Bedrohung aus Ostasien schloß sich Neuseeland dem im September 1954 in Manila unterzeichneten kollektiven Sicherheitsvertrag für Südostasien (SEATO) an, dem neben den drei westlichen Großmächten Australien, Thailand, Pakistan und die Philippinen angehören. Der SEATO-Vertrag sieht im Gegensatz zum Nordatlantik-Pakt mit seiner automatischen Beistandsklausel im Falle eines Angriffes auf eine der Signatarstaaten lediglich vor, daß die Vertragsstaaten bei einem Angriff nach Maßgabe ihrer Verfassung verfahren sollen! Die Vertragspartner verpflichten sich außerdem, ihre Verteidigung weiter auszubauen und gegen etwaige Aggressoren nach vorheriger Beratung vorzugehen.

Seit dem 1. Januar 1954 ist Neuseeland auch Mitglied des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen und damit an zahlreichen Entscheidungen der Weltpolitik beteiligt. Es war in diesem Gremium der Vertreter Neuseelands, der den vernünftigsten Vorschlag zur Lösung der Formosafrage machte, der dann allerdings an dem Widerspruch Rotchinas scheiterte. Es war ein Vertreter Neuseelands, der bei der UNO-Tagung im Herbst vorigen Jahres davor warnte, die südafrikanische Apartheid-Politik zum Gegenstand dogamatischer Verhetzung zu machen. Und es war wiederum ein neuseeländischer Vertreter, der

bei der Frage des künftigen Schicksals Niederländisch-Neuguineas vor der Trusteeship Commission der UNO sich gegen die Übertragung der Souveränität dieses Gebietes an Indonesien und für die Anerkennung des holländischen Besitzanspruches einsetzte. Oder, wie es mir ein Sprecher des neuseeländischen Außenministeriums kurz und bündig erläuterte: „Wir glauben nicht, daß die Versuche zur Überleitung der Souveränität über dieses Gebiet von den Niederlanden auf Indonesien im wohlverstandenen Interesse der Eingeborenenbevölkerung von Neuguinea ist“.

Eine weitere außenpolitische Bindung, die Neuseeland im Rahmen seiner neuen Ausrichtung auf Südostasien einging, war der Beitritt des Landes zum Colomboplan, einem Sechsjahresplan zur wirtschaftlichen Hilfeleistung für die unterentwickelten freien Länder Asiens. Ihm gehören England, Australien, Neuseeland, Pakistan, Ceylon, Indien, Burma und Indonesien an. Im Rahmen dieses Abkommens hat Neuseeland bisher in den fünf Jahren seiner Laufzeit jährlich eine Million Pfund (ca 12 Millionen DM) beigesteuert und in großem Umfange Austauschstudenten von den ostasiatischen Ländern bei sich aufgenommen.

Der bisher umwälzendste Schritt zu außenpolitischer Verantwortung stellt indes Neuseelands Entschluß dar, Truppenkontingente nach Malaya zu entsenden, um die dortigen kommunistischen Aufstände und Unruhen zu bekämpfen. Es verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden, daß dieser Entschluß von der gesamten Bevölkerung unterschiedslos gebilligt wurde und im Parlament sowohl von der konservativen Regierungspartei wie von der in Opposition stehenden Arbeiterpartei gutgeheißen wurde. Darüber hinaus wird die neuseeländische Regierung, die sich bis zum heutigen Tag mit Ausnahme einer diplomatischen Vertretung in Washington und Hochkommissaren in den Commonwealthländern diplomatisch von London vertreten läßt, in nächster Zeit eigene diplomatische Missionen in mehreren ost- und südostasiatischen Ländern errichten.

Seiner Lage als südpazifischer Macht entsprechend, beteiligt sich Neuseeland gemeinsam mit England, Frankreich, Holland und Australien an der Südpazifischen Kommission, die in gewissen Abständen zu Beratungen über gemeinsame Probleme und Maßnahmen in ihren pazifischen Territorien zusammentritt. Seit Ende des Ersten Weltkrieges hat Neuseeland die Treuhandverwaltung über den westlichen Teil der einstigen deutschen Kolonie Samoa, und es spricht wiederum für die ausgleichende, zurückhaltende Politik des Landes, daß dies Mandatsgebiet am weitesten auf dem Weg zu völliger Selbstverwaltung fortgeschritten und daß es hier nie zu Unruhen, Widerständen oder Zusammenstößen kam.

Im Windschatten der weltpolitischen Strömungen gelegen, hat sich Neuseeland nur zögernd und erst in der wirren Nachkriegsperiode zu eigener Außenpolitik entschlossen. Es hat im Zweiten Weltkrieg erfahren, daß bei der modernen Kriegführung ein Schutz und Schirm durch das 20 000 km entfernte Mutterland nicht mehr möglich ist und daß seine Lebensadern mit England jederzeit unterbrochen werden können. Obwohl es nie eine kommunistische Bedrohung gekannt hat und es noch nicht einmal eine kommunistische Partei im Lande gibt, mußte es der von Asien ausgehenden kommunistischen Drohung und Gefahr begegnen. Gemeinsam mit Australien hat es

sich in der pazifischen Verteidigung auf das engste mit der stärksten und größten pazifischen Macht, mit den USA, verbunden. Die engen Bindungen verwandschaftlicher, gesinnungsmäßiger und materieller Art an England werden dadurch nicht ersetzt oder gar unterbrochen.

Auch heute noch gilt in vollem Ausmaß, was die Neuseeländer voller Stolz immer wieder von sich behaupten: „Wir sind englischer als die Engländer“. Die veränderte Weltlage hat sie aus „John Bulls anderer Insel“ zum Bewußtsein ihrer Eigenverantwortung und zu eigenmächtiger, außenpolitischer Entscheidung berufen. Diese Entscheidung wird stets für das Lager der freien, westlichen Welt ausfallen. Man mag es geringschätzig eine „Politik aus zweiter Hand“ nennen, doch wird man nicht übersehen können, daß eine solche Politik aus einem zutiefst unpolitischen Lande kommt, wo gesunder Menschenverstand und ein normal-friedliches Klima menschlicher Beziehungen das oberste Axiom jedes Staatsbürgers ist.

Dem aufmerksamen Europäer erscheint dies wunderschöne, reiche, aber auch satte Land wie eine Reminiszenz an ein Europa ohne Sorgen, ohne Probleme, ohne tägliche Bedrängnis. Man sieht, es hat auch seine Vorteile, im Windschatten der Weltpolitik zu liegen. Das bringt überdies mit sich, daß Neuseeland das einzige Land der Welt ist, wo weiße Einwanderer und farbige Eingeborene, die 125 000 Maoris, in völliger theoretischer und praktischer Gleichberechtigung leben und wo Rassenstreit, Diskriminierung und Benachteiligung ebenso unbekannt sind wie jegliche politische Problematik.

Aotearoa, so nannten die ersten Einwanderer — die Maoris — das Land, als sie es vor über sechshundert Jahren nach monatelanger Fahrt sichteten. Aotearoa, das bedeutet „Land der langen, weißen Wolke“. Als vor etwas über einhundert Jahren die ersten Engländer landeten, einigten sich nach langen, blutigen Kriegen mit den Maoris zu einem Kompromiß. Seitdem leben beide friedlich nebeneinander. Es gibt gleiche Rechte und Pflichten für alle, keine Rassenschranken und keine Benachteiligung. Pakehas, so heißt der Weiße im Munde der Eingeborenen, und Maoris belegen, daß Völker verschiedener Hautfarbe, Kultur- und Zivilisationsstufe einträchtig und harmonisch nebeneinander leben können.

Die große Mehrzahl der 125 000 Maoris lebt, wohnt und arbeitet wie die Pakehas. Sie sind das einzige farbige Volk der Welt, das in völliger Gleichberechtigung und Harmonie Seite an Seite mit dem weißen Europäer lebt. Dabei haben sich die Maoris die besten Dinge ihres alten Stammeslebens hinübergerettet in die moderne Zeit und Umwelt. Sie halten nicht viel von irdischen Gütern, sie arbeiten nicht um der Arbeit willen und sie hassen die moderne Hast, Hetze und „efficiency“. Das Streben nach materiellen Gütern kommt nicht vor einem fröhlichen, unbeschwerten Leben. Die alten Feste und die alten Trachten, Tänze und Lieder werden als kostbarstes Gut von Generation zu Generation weitervererbt und sind Teil der lebendigen Gegenwart. Sie leben noch in Sippen- und Stammesgemeinschaft, und neben der staatlichen Autorität gibt es einen Stammeshäuptling. Selbst wenn er — wie in Ominehutu — der Müllkutscher des Dorfes ist, so gibt sein Rat und Urteil die Entscheidung bei jeder Stammesangelegenheit, und kein Maori würde den Mund auftun, ehe nicht der Häuptling seine Meinung kundgetan.

Nie werde ich den Besuch bei der Maorifamilie Te Hamueru in Rotorua vergessen. Ihr Haus könnte irgendeine gut und geschmackvoll eingerichtete Villa in Europa sein. Die große Familie, Verwandte und Anverwandte, alle vom gleichen Stamm der Te Awaras, erzählte von ihrem Alltagsleben. Es unterscheidet sich in nichts vom Leben einer Pakeha-Familie: die gleiche Lebensweise, dieselben Berufe, die gleiche soziale Aufgliederung. Dann fragte ich ganz nebenbei nach Stammestänzen, Festen und Gesängen. Im Handumdrehen erklang eines der alten, unsagbar schönen Lieder, ein zweites folgte. Eine der modisch gekleideten Männer und Frauen nach der anderen verschwand im Nebenzimmer und zurückkam ein Maori in Stammestracht: den Piu Piu umgetan, den Flachsrock aus vielen geflochtenen und schwarz-weiß gefärbten Schnüren, als Mieder ein bunter, in verschiedenen Mustern gehaltener Pari, eine Vogelfeder im seidenweichen, pechschwarzen Haar.

Sie stellten sich auf und sangen ihre alten Stammeslieder, voll Rhythmus und einer zauberhaften Melodie und begleitet von wundervoll graziösen Bewegungen. Jedes Lied unterstrichen sie mit anmutigen Gesten und jedes war ein in Musik gekleidetes Ereignis aus der Stammesgeschichte. Da erklang das „Kanu-Paddel-Lied“, vor vielen Jahrhunderten gesungen, als die ersten Maoris in monatelanger Fahrt durch die Südsee zogen, bis sie nach Aotearoa kamen. Da war das Bewegungslied Mehe Manu. Einst wurde es gepflegt, um die Jünglinge für das Kriegshandwerk zu schulen und die Mädchen zu schneller Beweglichkeit zu erziehen. Die rasch wechselnden Gesten und Handbewegungen wurden begleitet durch das rhythmische Schwingen und Schlagen der Pois, kleinen, runden Bällen aus Schilffasern und an einer Bastschnur befestigt, oder kleinen Stäben.

Viele Stunden lang erklangen die Maori-Lieder und Tänze. Es war lange nach Mitternacht, als sie mich zum Hotel brachten. Dicht neben ihren Häusern rauschten und sprudelten die heißen Quellen und Schwefeldämpfe aus dem Erdinnern der vulkanreichen Gegend. Warmwasser und Heizdampf wird hier kostenlos und gratis von Mutter Natur in jedes Haus geliefert.

Augenscheinlich lohnt es sich, als Staat Tausende von Kilometern vom nächsten Nachbarn zu leben und als Staatsbürger das Muster eines Wohlfahrtsstaates zu haben, dessen beträchtliche Ausgaben neben der guten Lebenshaltung von einigen Millionen Schafen und Rindern aufgebracht werden. Und es scheint sich auszuzahlen, als einziges Land in den gemäßigten Breiten-graden der südlichen Hemisphäre ansässig zu sein mit dem gleichmäßigsten Klima und den verschiedenartigsten Naturschönheiten der Welt. Hier gibt es keinen Streit und keine Politik, hier ist man nicht Sklave der Umgebung und erst recht nicht Götze des Mammons. Pahekas, die Weißen aus dem fernen Nordland, und Maoris haben das Geheimnis scheidlich-friedlichen Zusammenlebens entdeckt. In Aotearoa, dem schönen Land der langen, weißen Wolke, so nüchtern nach den holländischen Entdeckern Neuseeland genannt.

Objektivität und Parteilichkeit

Zu den Ost-West-Gesprächen über Geschichtsschreibung

Die Schwierigkeiten eines internationalen Gesprächs über Probleme der Geschichtswissenschaft sind nicht nur technischer Art. Eine fruchtbare wissenschaftliche Auseinandersetzung und Zusammenarbeit setzt die Anerkennung gewisser gemeinsamer Prinzipien weltanschaulicher und methodischer Art voraus. Je universaler die internationalen Kongresse für Geschichtswissenschaft geworden sind, desto mehr wuchsen auch die weltanschaulichen Diskrepanzen zwischen den Teilnehmern der einzelnen Länder und Kulturregionen. Während indessen innerhalb des abendländischen Kulturkreises immer noch so etwas wie eine gemeinsame Basis vorhanden ist — sei es das christliche Bekenntnis oder, in mehr säkularisierter Form, die Bedeutung der geistigen Persönlichkeit in der Geschichte —, fehlt eine solche gemeinsame Basis, wenn Historiker eines Kulturkreises dazutreten, der prinzipiell andere geistige Grundlagen hat und sich sogar als Antithese zur christlich-freiheitlich-abendländischen Zivilisation versteht. Dies ist zweifellos der Fall bei der bolschewistisch-volksdemokratischen Welt. So war denn das Auftreten von Delegationen aus der Sowjetunion und den Ostblockstaaten die eigentliche Sensation des Historikerkongresses in Rom.

Die Veranstalter des Kongresses waren damit vor die entscheidende Frage gestellt, wie diesen Historiker-Delegationen aus den Ländern der Sowjetwelt gegenüberzutreten sei. Und hier fiel dann der Entscheid, daß dieser Kongreß im Zeichen der „Ko-Existenz“ und nicht im Zeichen des „kalten Krieges“ stattfinden sollte. Diese grundsätzliche Entscheidung ist ein Beweis mehr für den engen Zusammenhang zwischen Geschichte und Politik. Dem in der internationalen Politik seit der Konferenz der Großen Vier zur Herrschaft drängenden „Geist von Genf“ konnte sich also diese repräsentative Historikerversammlung auch nicht entziehen. Das hatte zugleich positive und negative Folgen für das internationale Historikergespräch.

Zunächst einmal war die Kongreßleitung den Delegierten aus Sowjet-Rußland und den Ostblockstaaten schon organisatorisch weit entgegengekommen, indem sie noch nachträglich eine ganze Reihe von Rapports und Communications in das Programm einfügte. Weiter wurde die Anerkennung des Russischen als sechste Kongreß-Sprache bewilligt, sowie die Aufnahme eines sowjetrussischen Vertreters in den Exekutivausschuß. Als sowjetrussische Delegierte wurde Frau Pankratova in den Vorstand der Internationalen Historikervereinigung gewählt.

Frau Pankratova ist mit der Überwachung des russischen Geschichtsunterrichts beauftragt und ist auch in dieser Funktion kürzlich auf dem 20. Parteikongreß der KPDSU aufgetreten, worauf wir noch zurückkommen werden.

Wie sehr es die Sowjetrussen und ihre Satelliten verstanden, die entgegenkommende Haltung des Internationalen Historikerverbandes auszunutzen, zeigt sich auch darin, daß die im Kongreßgebäude in Rom gezeigte internationale Buchausstellung in unverhältnismäßig hohem Maße von Sowjetrußland und seinen Satelliten mit Beschlag belegt wurde. Die kommunistische Regie verstand es sogar, im Bücherstand Großbritanniens sowjetrussische Werke in englischer Übersetzung unter dem Namen eines kommunistischen Londoner Verlegers auszustellen. Auch sonst entfalteten die Delegationen aus den Ländern der sowjetischen Welt eine ungeheure Aktivität. Die einzelnen Debatten in den verschiedenen Sektionen wurden ebenfalls in unverhältnismäßig hohem Maße von kommunistischen Historikern in Anspruch genommen, was bei der beschränkten Zahl der Interpellationen ganz besonders ins Gewicht fallen mußte. Die Historikerschaft der kommunistischen Länder trat offensichtlich unter gemeinsamer Regie auf, die nach Lage der Dinge natürlich nur von der sowjetrussischen Delegation ausgeübt werden konnte. So erhielten insbesondere die Delegierten der Satellitenstaaten ihre ganz speziellen Aufgaben in den Debatten zugewiesen. Währenddem die sowjetrussischen Historiker selbst sich im allgemeinen bemühten, in möglichst gewinnender Form und ohne direkte Polemik die bolschewistische Geschichtsansicht darzulegen, wurden immer wieder einzelne Historiker, besonders eben aus den Satellitenstaaten, vorgeschickt, um in recht aggressiver und propagandistischer Form die Positionen des Westens anzugreifen und die Grundsätze des historischen Materialismus als die einzig wissenschaftlichen darzutun.

An einer Debatte über den Ursprung des Zweiten Weltkrieges, an welcher der Verfasser selbst teilgenommen hat, hat z. B. ein sowjetzonaler Votant überhaupt nicht über die Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges gesprochen, sondern eine politische Rede gegen den angeblichen westdeutschen und amerikanischen Imperialismus der Gegenwart gehalten. Auch in anderen Aussprachen sind die kommunistischen Historiker nicht davor zurückgeschreckt, das Forum der Wissenschaft für rein politische und ideologische Propaganda zu mißbrauchen. Dies war vor allem der Fall in der großen Debatte über die sowjetrussische Geschichtsschreibung (von der gleich noch ausführlicher die Rede sein wird), wo sowjetische Delegierte emigrierte russische Historiker als Landesverräter bezeichneten, mit denen eine Diskussion unmöglich sei.

Doch nun wollen wir etwas näher eingehen auf jene erwähnte Debatte, in der westliche und bolschewistische Geschichtsauffassungen am schärfsten aufeinandertrafen. Ausgangspunkt der Debatte war der in gedruckter Form vorliegende, über 60 Seiten lange Bericht des Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, A. L. Sidorow, der als einer der maßgebenden Historiker der Sowjetunion zu betrachten ist. Dieser Bericht über die Leistungen der sowjetrussischen Geschichtswissenschaft seit der bolschewistischen Revolution hatte zweifellos auch ein nicht zu unterschätzendes positives Ergebnis. Die Historiker der nichtkommunistischen Welt wurden in umfassender Weise über die Tätigkeit der sowjetrussischen Geschichtsforscher, ihre Akademien und Institute orientiert. Besonders die zahlreich anwesenden Spezialisten für osteuropäische Geschichte konnten hier manchen Gewinn davontragen. Selbst wenn man in Rechnung stellt, daß Sidorow die sowjetrussische Ge-

schichtswissenschaft in denkbar günstigem Licht erscheinen läßt, bleibt die geleistete Forscherarbeit beträchtlich. Allerdings ist auch der institutionelle und finanzielle Aufwand dementsprechend groß, und er steht weit über dem normalen Stand westlicher Staaten. Wissenschaftlich am wertvollsten dürfte wohl die rein editorische Arbeit sein, wie Quellen zur älteren russischen Geschichte, Briefe von russischen Zaren, russische Chroniken usw.

Sidorow bemühte sich in diesem Bericht selbstverständlich, die bolschewistische Geschichtsauffassung als die einzig wissenschaftliche darzutun, da sie allein auf dem wissenschaftlichen historischen Materialismus beruhe. Auch in diesem doch vor allem für den Westen bestimmten Bericht fehlen nicht die Zitate aus Lenin und Stalin, deren Aussprüche damit auch vor diesem internationalen Forum als Grundlagen, ja sozusagen Axiome der sowjetrussischen Geschichtsschreibung erscheinen. Der Pferdefuß der bolschewistischen Geschichtsideologie wird um so deutlicher sichtbar, je näher die in den sowjetrussischen Werken behandelten Geschichtsabschnitte der Gegenwart liegen. Daß die in den sowjetrussischen Geschichtswerken zum Ausdruck kommende politisch-ideologische Bevormundung einer Verfälschung der geschichtlichen Wirklichkeit, wenn auch in durchaus unterschiedlichem Maße, gleichkommt, darüber dürfte eigentlich unter westlichen Historikern kaum mehr eine Diskussion nötig sein. Trotzdem ist der Verfasser dieses Berichtes keineswegs auf einhellige Zustimmung der nichtkommunistischen Teilnehmer gestoßen, als er diesen Punkt in der Debatte zur Diskussion stellen wollte.

Eine der bekanntesten und folgenschwersten Geschichtsfälschungen der Sowjetrussen ist die Leugnung des an den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 angehängten Geheimabkommens, welches die gesamte Staatenwelt von Finnland bis Rumänien in eine deutsche und eine sowjetische Interessensphäre aufteilte. Es ist gar kein Zweifel darüber möglich, daß der Pakt Stalins mit Hitler für den deutschen Diktator der Startschuß für die schon längst geplante Entfesselung seines Krieges gegen Polen und die Westmächte gewesen ist. Auf Grund dieses Abkommens durfte Hitler mit der Neutralität der Sowjetunion rechnen und diese sich dafür zunächst an der Liquidierung des polnischen Staates beteiligen, kurz darauf Finnland mit Krieg überziehen und zu territorialen Abtretungen zwingen, Rumänien ultimative territoriale Forderungen stellen und schließlich die drei kleinen baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen annektieren. Es ist also für jeden Historiker, der der wissenschaftlichen Objektivität verpflichtet ist, über alle Zweifel erhaben, daß die Sowjetunion die deutschen Angriffsabsichten begünstigt und gefördert hat, um selbst aus dem status quo imperialistisch auszubringen und aus einem europäischen Kriege möglichst große Vorteile zu erringen. Diese geschichtlichen Tatsachen wären aber mit der Theorie von der friedliebenden Sowjetunion und vom Friedensvater Stalin kaum in Übereinstimmung zu bringen gewesen. Deshalb war die sowjetische Geschichtsschreibung gezwungen, die Ereignisse seit 1939 so darzustellen, als ob nie ein solches Geheimabkommen über ein Erwerbsgeschäft auf Gegenseitigkeit zwischen den beiden Diktatoren abgeschlossen worden wäre. Der sowjetische Einmarsch in Ostpolen im September 1939 wird so motiviert, als ob die Sowjetarmee zur Verhinderung eines weiteren Vormarsches der Deutschen diese Gebiete besetzt habe. Dokumentarisch einwandfrei erwiesen ist, daß dieser Vormarsch der Roten

Armee und die anschließende Besetzung der polnischen Gebiete in vollem Einverständnis mit Hitler stattgefunden hat.

Diesen für die Frage der Wissenschaftlichkeit oder Unwissenschaftlichkeit der sowjetischen Geschichtsschreibung entscheidenden Tatbestand hat der Verfasser zur Debatte gestellt und damit zugleich die These verbunden, daß sich die sowjetische Geschichtsschreibung nicht nur von der Idee der Parteilichkeit leiten lasse, sondern auch mit den historischen Tatsachen in einer Art und Weise umspringe, daß von Wissenschaftlichkeit eigentlich nicht mehr die Rede sein könne. Wenn die sowjetrussische Geschichtsschreibung in solcher Weise entscheidende geschichtliche Fakten verfälsche, dann sei sie nichts anderes mehr als der verlängerte Arm der politischen Propaganda. Herr Sidorow persönlich wurde gebeten, zu diesem nicht wegzuleugnenden Tatbestand Stellung zunehmen. Es ist nun typisch für die Verwirrung der Geister, wie sie eine falschverstandene Koexistenz hervorbringen kann, daß diese Interpretation des Verfassers weit über die kommunistischen Kreise hinaus auf Ablehnung gestoßen ist und dies, obwohl kurz vorher ein Historiker der Sowjetzone Deutschlands vorgeschickt worden war, um mit aller Schärfe zu verkünden, daß die Historiker der sowjetischen Welt nach wie vor am Grundsatz der Parteilichkeit festhalten müßten und Objektivität im westlichen Sinne ablehnten. Daß der Leiter der sowjetischen Delegation durch die Interpellation des Verfassers sich an der entscheidenden Stelle getroffen fühlte, geht daraus hervor, daß er in seinem Schlußwort versuchte, diese Angelegenheit mit einer wegwerfenden Bemerkung abzutun. Erst auf nochmalige Interpellation des Verfassers bequimte sich dann Professor Sidorow zu der zweifellos sehr geschickten, aber im Grunde genommen nichtssagenden Bemerkung, die sowjetrussischen Historiker hätten gar keine Veranlassung, jenes Abkommen zu leugnen, das zwischen Hitler und Stalin am 23. August 1939 abgeschlossen worden war.

Daraus geht hervor, daß der sowjetische Delegationsführer sich darüber klar war, vor diesem internationalen wissenschaftlichen Forum das in Frage stehende historische Faktum nicht ableugnen zu können. Die entscheidende Frage blieb aber unbeantwortet, nämlich die, warum die sowjetrussischen Historiker trotz der Kenntnis der wahren Zusammenhänge die erwähnte schwerwiegende Geschichtsfälschung nach wie vor aufrechterhalten. Die ganze Angelegenheit wurde noch pikanter dadurch, daß die sowjetrussische Delegation unter den zahlreichen, zur Verteilung gelangten geschichtlichen Broschüren auch eine kurze Darstellung über den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verbreitete, die genau wie alle früheren Darstellungen die zur Debatte gestellte Geschichtsfälschung ebenfalls enthielt.

Dieser auf dem Historiker-Kongreß in Rom gebotene Anschauungsunterricht, der an Deutlichkeit doch wohl nichts zu wünschen übrig ließ, hat offensichtlich noch nicht genügt, um alle nichtkommunistischen Historiker von der Täuschung, eine echte Diskussion zwischen bolschewistischen und westlichen Historikern, d. h. zwischen Historikern, die dem Ideal der Parteilichkeit, und solchen, die dem Ideal der Objektivität verpflichtet sind, sei möglich, zu befreien. Eine große Anzahl der nichtkommunistischen Historiker hat bis heute nicht begriffen, und dafür waren die Ereignisse auf dem

Historiker-Kongreß in Rom ein neuer eklatanter Beweis, daß zwischen dem sowjetischen und dem abendländischen Wissenschafts-Ideal nicht nur eine Nüance der Differenziertheit, sondern ein unaufhebbarer Gegensatz besteht. Dieses in falsch verstandener Toleranz verschleiert zu haben, scheint mir der eigentliche Sündenfall dieses Internationalen Historiker-Kongresses gewesen zu sein.

Nun ist es allerdings nicht etwa so, als ob der Begriff der Objektivität in der bolschewistischen Geschichtstheorie nicht auch vorkommen würde. Er wird im Gegenteil sogar aufs äußerste strapaziert. Was dialektisches Denken im bolschewistischen Verständnis eigentlich bedeutet, das enthüllt sich gerade am Begriff der Objektivität. Einerseits wird die Objektivität abgelehnt und objektive Haltung als Objektivismus gebrandmarkt. Andererseits verkündet kein geringerer als Stalin selbst in seiner Schrift über den „Dialektischen und historischen Materialismus“, daß die Geschichtswissenschaft eine ebenso exakte Wissenschaft werden müsse und werden könne wie die Naturwissenschaft. Dieser für das angeblich dialektische Denken typische Widerspruch kommt auch in einem Aufsatz zum Ausdruck, den der Geschichtsideologe Leo Stern (Halle) über die „Gegenwartsaufgaben der deutschen Geschichtsforschung“ verfaßt hat. Darin wird die Rankesche Konzeption von der Objektivität scharf kritisiert und abgelehnt. Einerseits wird behauptet, es sei eine Legende, daß Ranke und seine Schule die Geschichte so dargestellt hätten, „wie sie eigentlich gewesen“. Dazu seien sie schon ihrer Natur nach nicht fähig gewesen. Ihren Ergebnissen müsse deshalb die objektive Gültigkeit abgesprochen werden. Andererseits aber stellt Stern dann fest, die Rankesche Objektivität führe im Grunde genommen zu einem bis zur Standpunktlosigkeit getriebenen Objektivismus, und das Objektivitätsideal Rankes werde damit zu einem geeigneten methodologischen Instrument, alles zu verstehen und alles zu verzeihen. Einerseits also ein Zuwenig an Objektivität, andererseits ein Zuviel an Objektivität — das ist das dialektische Ergebnis von Sterns Argumentation.

Dieser Widerspruch muß notwendigerweise entstehen, weil hier, wie mit sovielen anderen Grundbegriffen der abendländischen Philosophie und Geistesgeschichte, der Versuch gemacht wird, einen Begriff mit einem Inhalt zu erfüllen, der dem Begriff selbst im Innersten widerspricht und ihn damit im Grunde genommen sinnlos macht. So steht es mit dem Begriff der Objektivität in der marxistischen Dialektik nicht anders als mit den Begriffen von Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden.

Während der Begriff der Objektivität seinem Wesen nach das Prinzip der Überparteilichkeit in sich schließt, verlangt der sogenannte „wissenschaftliche Sozialismus“ eine ausgesprochen subjektive Haltung, die „proletarische Parteilichkeit“ genannt wird — subjektiv allerdings nicht im Sinne eines selbständig denkenden Individuums, sondern im Sinne der allmächtig gebietenden einen Partei. Während im Bereich der abendländischen Wissenschaft das Prinzip der Objektivität der Idee nach über allen denkbaren politischen Parteien und Ideologien steht, ist es im Bereiche der sowjetischen Ideologie die alleinherrschende Partei, welche selbst bestimmt, was objektiv ist. Die Objektivität ist der herrschenden Ideologie untergeordnet. Dieser merkwürdige Sachverhalt geht notwendig aus dem Anspruch des dialektischen und historischen Materialismus

hervor, *die* wissenschaftliche Methode schlechthin zu sein, um die Erscheinungen in Natur und Gesellschaft objektiv zu erforschen. Da die Partei aber allein zur richtigen Interpretation der Grundsätze dieser Weltanschauung und Methode fähig ist, kann nur die Partei bestimmen, was objektiv ist. Oder anders ausgedrückt: Nichts, was den Grundsätzen des historischen und dialektischen Materialismus und damit den Grundsätzen der Partei widerspricht, kann Anspruch auf objektive Gültigkeit haben. Wahre Objektivität ist nach der marxistischen Doktrin nur möglich, wenn man nach ihren angeblich „allein wissenschaftlichen“ methodischen Prinzipien an die Erscheinungen der Geschichte herangeht.

Da aber der historische Materialismus nichts weniger beansprucht, als die Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft entdeckt zu haben, soll er die Erreichung einer Objektivität ermöglichen, die derjenigen der Naturwissenschaften gleichzusetzen ist. So heißt es denn auch bei Stalin: „Wenn die Welt erkennbar ist und unser Wissen von den Entwicklungsgesetzen der Natur zuverlässiges Wissen ist, das die Bedeutung objektiver Wahrheit hat, so folgt daraus, daß das gesellschaftliche Leben, die Entwicklung der Gesellschaft, ebenfalls erkennbar ist, und daß die Ergebnisse der Wissenschaft bezüglich der Entwicklungsgesetze der Gesellschaft zuverlässige Ergebnisse sind, die Bedeutung objektiver Wahrheiten haben.“

Also kann die Wissenschaft von der Geschichte der Gesellschaft trotz aller Kompliziertheit der Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zu einer genau so exakten Wissenschaft werden wie, sagen wir, die Biologie, zu einer Wissenschaft, die imstande ist, die Entwicklungsgesetze der Gesellschaft in der Praxis auszunutzen.“

Diese Sätze Stalins sind — oder waren jedenfalls bis vor kurzem — absolutes Dogma für jeden sowjetischen Historiker. Um diese Grundsätze zu erfüllen, muß der sowjetische Historiker aber alle historischen Erscheinungen ausnahmslos vom Klassenstandpunkt aus analysieren und beurteilen: denn wahre Objektivität ist nur aus dem Klasseninteresse des Proletariats zu schöpfen, das ja den objektiven Verlauf der bisherigen historischen Entwicklung bestimmt hat. Wenn der Klassenstandpunkt in der Beurteilung historischer Erscheinungen verlassen wird, wenn etwa gar Vergleiche mit den Ergebnissen westlicher Historiker angestellt werden, dann läuft der marxistische Historiker Gefahr, in Objektivismus zu verfallen. Um es auf eine Formel zu bringen: Wer nach den methodischen Grundsätzen des dialektischen und historischen Materialismus Geschichte erforscht, ist wissenschaftlich und objektiv; wer diese Methode und Weltanschauung mit anderen Methoden vergleicht, ist objektivistisch.

Objektivität im Sinne der bolschewistischen Theorie heißt also: Erfassung und Beurteilung der geschichtlichen Ereignisse und Entwicklungen im Lichte der durch die allein maßgebende Ideologie aufgestellten Axiome und Grundsätze. Der objektive Historiker ist derjenige, welcher die Ergebnisse seiner Forschung mit diesen Grundsätzen in bestmöglicher Weise in Übereinstimmung zu bringen versteht — was selbstredend niemals auf Kosten der politischen Doktrin, sondern immer nur auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit geschehen kann.

Fassen wir die praktischen Erfahrungen auf dem Internationalen Historiker-Kongreß und die theoretischen Erörterungen aus der bolschewistischen Geschichtslehre nochmals zusammen. Unsere These ist, daß das sowjetische Wissenschaftsideal der Geschichte durch den Begriff der Parteilichkeit, das abendländische durch den Begriff der Objektivität bestimmt ist. Objektivität ist dabei nicht zu verstehen im Sinne einer tatsächlichen oder angeblichen naturwissenschaftlichen Voraussetzungslosigkeit, auch nicht im Sinne eines Fehlens moralischer und politischer Urteile, sondern zunächst im Sinne einer exakten Analyse des historischen Tatbestandes, dann allerdings auch — und damit beginnt erst das eigentliche Problem der Objektivität — im Sinne eines Sicherhebens über partei- und tagespolitische Interessen und Zwecksetzungen. Dieses also umschriebene Objektivitätsideal der abendländischen Geschichtswissenschaft wird vom sowjetischen Begriff der Parteilichkeit auf beiden Ebenen praktisch verletzt und auch theoretisch abgelehnt: zunächst durch die Einseitigkeit und Ausschließlichkeit der bolschewistischen Ideologie, die auf dem historischen Materialismus beruht, dann aber auch durch das unbekümmerte Umgehen mit den historischen Tatsachen. Mit Anhängern einer materialistischen Geschichtsauffassung ist selbstverständlich grundsätzlich eine fruchtbare Diskussion jederzeit möglich, unter der Voraussetzung allerdings, daß diese nicht im Gewande der Intoleranz und Ausschließlichkeit auftreten. Von Vertretern einer Geschichtswissenschaft indessen, die das Auslöschen von wirklichen und das Hinzudichten von angeblichen historischen Fakten nicht nur gestattet, sondern ausdrücklich verlangt, trennt uns allerdings ein nicht überbrückbarer Graben.

Man wird sich erinnern, wie die Probleme der Geschichtsschreibung auch auf dem kürzlich abgehaltenen 20. Parteikongreß der KPdSU eine erhebliche Rolle gespielt haben. Es entbehrt nicht der Ironie, daß gerade die schon erwähnte Frau Pankratowa von den Parteiführern ausersehen wurde, gegen die bisherige sowjetische Geschichtsschreibung vom Leder zu ziehen. Sie sprach von schreienden Irrtümern durch Weglassung von wichtigen Fakten und von zahlreichen Fälschungen und Verdrehungen der sowjetrussischen Geschichtsschreibung, besonders über die Zeit nach 1917, über die Rolle Lenins und Stalins usw. Die Einzelheiten sind für uns hier ohne Interesse. Wichtig ist nur der Umstand, daß Frau Pankratowa gezwungen war, vor dem Parteitag dasselbe Urteil über die sowjetrussische Geschichtsschreibung zu fällen, das der Verfasser den Sowjetrussen schon in Rom nicht erspart hat. Frau Pankratowa zeigte sich damals wegen dieses Urteils am meisten beleidigt. Aber das ist eben das Schicksal eines Wissenschaftlers im totalitären Herrschaftssystem.

Wir sind nun keineswegs etwa der Meinung, die Verurteilung der stalinistischen Geschichtsauffassung und der in ihrem Zeichen geschriebenen Geschichtswerke würde eine Periode der wahrhaft wissenschaftlichen Beschäftigung mit der geschichtlichen Vergangenheit in der Sowjetunion einleiten. Selbstverständlich treten an die Stelle von alten Fälschungen neue Aspekte, die mit der geschichtlichen Wahrheit ebenso wenig zu tun haben dürften. Bei diesem Übergang vom stalinistischen Zeitalter in ein anderes geht es in bezug auf die Geschichtswissenschaft keineswegs darum, die Parteilichkeit zugunsten einer wirklichen Objektivität zu verlassen, sondern nur darum,

die Parteilichkeit neu zu interpretieren. Die Geschichtswissenschaft in der Sowjetunion wird auch in der poststalinistischen Periode dieselbe Aufgabe haben wie in der Periode Stalins, nämlich, der neuen Politik und der neuen Ideologie, d. h. den neuen Machthabern, zu dienen. Was an Fälschungen in der Geschichtsschreibung einer möglicherweise heraufziehenden Ära Chruschtschows zu erwarten sein wird, dafür dürften die Bemerkungen des neuen Parteigewaltigen auf seiner Indien- und Burmareise über gewisse Fragen der jüngsten Vergangenheit, insbesondere der internationalen Beziehungen, ein Fingerzeig sein.

Geschichte, Politik und Philosophie stehen in einem engen, ja existentiellen Zusammenhang. Daher ist es nur folgerichtig, wenn die totalitären Ideologien die Geschichte so manipulieren, daß sie nichts mehr aussagt, als was den jeweiligen Machthabern genehm ist. Versklavung des Menschen und Verfälschung seiner Geschichte sind zwei Seiten ein und desselben Vorgangs: der Selbstentfremdung des Menschen.

Man entfremdet den Menschen seiner Geschichte, damit er aus ihr nicht erfährt, was eigentlich seine Bestimmung ist: die Freiheit.

In George Orwells Zukunftsstaat „1984“ gibt es ein Wahrheitsministerium, das alle Geschichtsquellen und sogar alle Tageszeitungen laufend so umschreibt, daß sie nichts besagen können, was den Machthabern nicht genehm ist. Auch dieser Gedanke, wie so vieles andere in diesem utopischen Roman, ist leider keineswegs so utopisch. Was mit den in den Machtbereich der Sowjetunion geratenen Völkern Ostmitteleuropas heute geschieht, ist praktisch bereits die Verwirklichung dieses Gedankens. Sie müssen sich eine Übertragung der sowjetischen Geschichtskonzeption gefallen lassen, die nicht nur die Grundsätze des historischen Materialismus mit sich bringt, sondern überall da die nationale Tradition und Geschichte verfälscht bzw. auslöscht, wo sie mit der sowjetischen Geschichtskonstruktion in Widerspruch steht. Also Auslöschung der nationalen Geschichte als Mittel zur Auslöschung der nationalen Freiheit.

Die freie Verfügung über ihre Geschichte wird den Menschen und den Völkern deshalb nur in einem solchen politischen Dasein gewährleistet sein, das selbst die Idee der menschlichen Freiheit zum unantastbaren Grundsatz erhebt. Wissenschaftliche Objektivität ist, was die Sozialwissenschaften anstrebt, nur in politischer Freiheit möglich. Nur da, wo die Freiheit des Geistes von allem dogmatischen Zwang und äußeren politischen Druck gewährleistet ist, und die Möglichkeit der gegenseitigen freien Kritik und damit der Vielzahl der Standpunkte gegeben ist, nur da ist Objektivität möglich. Soviel wissenschaftlich erarbeitete Standpunkte, soviel Aspekte der Wahrheit. Die marxistische Ideologie irrt, wenn sie glaubt, durch Verabsolutierung eines solchen Teilaspektes die volle Wahrheit erzwingen zu können. Dadurch, daß er absolut gesetzt wird, ist der Teilaspekt nicht einmal mehr eine Teilwahrheit, denn das könnte er nur sein, wenn man sich bewußt wäre, daß er nur Teil ist.

Zähler und Nenner der Politik

Notizen zur Situation der deutschen Sozialdemokratie

Die politischen Bewegungen unserer Zeit hängen zuweilen dem Gedanken nach, wie sie wohl ihre Unschuld wiedergewinnen könnten. Uns soll hier der Sündenfall der Sozialisten angehen, denn so möchte man die Hinwendung der Sozialdemokratie zum Staatserhalten, zum Pragmatischen nennen. In dieser Anmerkung schwingt kein Bedauern mit; es gibt Sünden, die man begehen muß, wenn man leben will. Neu stellt sich aber die Frage, wie Ziel und Weg, Inhalt und Methode einer Politik, wie Wunsch und Möglichkeit einander bruchlos zugefügt werden sollen. Wir leben in einem Massenzeitalter — diese These ist so oft wiederholt worden, daß man nicht daran zu zweifeln wagt. Und doch werden wir näher hinsehen müssen, wenn das Bild schärfere Konturen gewinnen soll. Gegenstand und Beispiel der Überlegung soll die deutsche Sozialdemokratie sein.

Die politischen Bürokraten sind es, die sich in der Vorstellung des Durchschnittsbürgers von der Sozialdemokratie festgesetzt haben. Die Bürokraten, denen man nachsagt, daß sie einen Hang zu inside-Entscheidungen entwickelt haben, verbunden mit der argwöhnischen Beobachtung jeder Spontaneität. Ihre Kritiker glauben, daß dies dem beschränkten Verstande oder dem bösen Willen der Bürokraten entspreche. Das aber ist, von Ausnahmen abgesehen, keineswegs der Fall. Jede bürokratische Funktion zwingt ihren Funktionär dazu, die Überschaubarkeit und Berechenbarkeit seines Arbeitsbereiches zu wollen und zu gewährleisten. Interessanter ist die Frage, in welcher Weise die politische Bürokratie mit anderen Gruppen und Menschen im Rahmen der Meinungsbildung und Entscheidung konfrontiert wird oder werden kann.

Die Persönlichkeit, sagt man nun, müsse stärker zum Zuge kommen. Was aber ist das, eine Persönlichkeit? Ist es nicht ein wenig naiv, die Bürokraten so unbesehen als das Gegenbild der Persönlichkeit aufzustellen, als Ventil des schlechten eigenen Gewissens sozusagen? Könnte der gute Bürokrat nicht eine glaubwürdige Persönlichkeit sein? Es sind meist die „Mitte“ oder die „Ganzheit“ des Menschen, die uns als Kriterien der Persönlichkeit offeriert werden, wenn man nicht eine ausgeklügelte Heilslehre zu Rate zieht. Wo aber bleiben die „Mitte“ oder die „Ganzheit“ des Menschen in einer arbeitsteiligen Gesellschaft, die uns dazu bestimmt hat, Kinobesucher, Vater, Buchhalter, Liebhaber und Parteimitglied in einer Person zu sein? Die Bewältigung des privaten Lebensraumes verlangt heute ganz andere Verhaltensweisen als die anonymen und dem direkten Zugriff entzogenen Großorganisationen des Staates und der Politik; hier liegt das Problem. Wie kann es möglich gemacht werden, eine gegliederte Gesellschaft einzurichten, die den einzelnen nicht dazu zwingt, in Rollen zu leben, um dann zuhause — vielleicht — den Feierabend in seiner Eigenschaft als Mensch zu verbringen? Das wird nur gehen, wenn der Bürokrat in seiner Arbeit Mensch sein kann, und wenn der Staatsbürger unserer Tage einen potentiellen Bürokraten abgibt. Aber eilen wir der Aufnahme des Tatbestandes nicht voraus.

Soziologische Gliederung der Sozialdemokratie

Die Arbeiter stellen auch heute noch den größten Teil der Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei. Ihnen haben sich Angestellte, Beamte, Hausfrauen, Rentner, Kaufleute und andere zugesellt. Der politische Zusammenhalt dieser Gruppen ist weder primär eine Folge des Programms noch ein Ergebnis der Parteidisziplin, er ergibt sich vor allem aus einer Vielzahl persönlicher Bindungen, gemeinsamer Erlebnisse und Interessen. Hinzukommt ein geregelter organisatorisches Dasein, das den einzelnen an bestimmte Verhaltensmuster gewöhnt; Gewohnheit aber macht zufrieden und zuverlässig. Eben deshalb fehlt es an Spontaneität und Schärfe des Urteils, was denn in der jeweiligen Situation von jedem einzelnen zu überdenken und zu tun sei, eine Tatsache, die einem in ihrer Bedeutung klar wird bei der Lektüre einer politischen Reportage über die Zerschlagung der österreichischen Sozialdemokratie im Jahre 1934 (Joseph Buttinger: „Am Beispiel Österreichs“, Köln 1954). Viele Tausende Sozialdemokraten wurden damals in dem Augenblick hilflos, als sie nicht mehr auf die gewohnten Formen des organisatorischen Zusammenspiels, auf das vertraute „Oben“ und „Unten“ zurückgreifen konnten. Das ist ein Kennzeichen auch der heutigen Sozialdemokratie. Für die Mehrheit ihrer Mitglieder sind Ortsversammlungen oder Parteitage keine Chance zur Diskussion, zur geistigen Auseinandersetzung, sondern Stunden der Erbauung. Das Gemeinschaftsempfinden wird regeneriert, ohne eine jeweils situationsgerechte Begründung im Rational-Politischen zu finden. Wir möchten das nicht gering achten, aber wir meinen, es reicht nicht aus.

Ein Blick auf die berufliche Zusammensetzung zweier Führungsgremien — Parteitag und Bundestagsfraktion der SPD — zeigt, welche Ursachen für diese Sachlage mitbestimmend sind. Wir treffen in den beiden Führungsgremien vor allem Beamte, Berufspolitiker und Angehörige freier Berufe, die meist Fachleute auf irgendeinem Gebiet sind. Diese Gruppen bringen die Voraussetzungen für jede gewichtige politische Arbeit unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft mit: Information, Sachkenntnis und Zeit. Diese Voraussetzungen kann sich nur schaffen, wer dazu beruflich in der Lage ist und sich den Dingen der Politik mit aller Intensität zuwendet. Die Amateure sind Statisten geworden (im Sport ist man schon weiter, dort sterben sie aus), und das nötigt uns zu der Überlegung, ob denn heute überhaupt daran zu denken ist, der Demokratie eine tragfähigere Basis mitdenkender und mitentscheidender Staatsbürger zu schaffen. Der wechselseitige Vorwurf, die Manager monopolisierten die Macht oder die Mitglieder zeigten kein Interesse am politischen Geschehen, führt uns nicht weiter, wenn wir diese Feststellung als moralische Wertung stehen lassen. Aufmerksamkeit verdient allein die Tatsache, daß die Arbeitsweise der politischen Organisation mit den Erfordernissen eines Gemeinwesens freier Menschen noch nicht hinreichend synchronisiert werden konnte. Nach gangbaren Wegen werden wir Ausschau halten müssen.

Die Verteilung der Macht

Daß eine Demokratie nur solange intakt bleibt, wie eine Balance ihrer verschiedenen Machtträger gegeben ist, wird unbestritten sein. Die Frage ist von gleichem Gewicht für die Chancen einer innerparteilichen Demokratie. In der SPD sind es vier Gruppen, die sich in die Macht teilen, und sie um-

fassen zusammen etwa 250 Menschen. Es sind dies der engere Parteivorstand, das führende Gremium der Bundestagsfraktion, die Experten und die „Landesfürsten“. Der Sozialdemokratie haftet mehr Föderalismus an, als ihre Freunde und Kritiker zuweilen vermuten. Dies gilt im besonderen für den Einfluß, den regionale Gruppen unter dem Patronat der „Landesfürsten“ auf die Auswahl von Kandidaten für parlamentarische und politische Körperschaften gewonnen haben. — Die Experten begnügen und konzentrieren sich ihrerseits darauf, das Gerüst der fachlichen Argumentation jeweils hochzuziehen und die Inneneinrichtung des Programmbaus aufzupolieren. Sie sind praktisch die einzigen, denen die Aufgabe zugewiesen bleibt, die gesellschaftsgestaltenden Vorstellungen der Partei zu formulieren, und dies ist wiederum eine Folge der Tatsache, daß der normale Staatsbürger kaum noch zu entscheiden vermag, welchem wirtschaftspolitischen Instrumentarium nun der Vorzug zu geben sei oder auf welche Weise eine Verkehrspolitik betrieben werden sollte. Der Fachmann ist auch für die Sozialdemokratie unentbehrlich geworden, er ist „die Partei“ in den einschlägigen Angelegenheiten.

Parteivorstand und Führungsgremium der Bundestagsfraktion teilen sich schließlich in die Konzipierung und Vertretung der aktuellen Politik, soweit es die Organisation beziehungsweise die Gesamtlinie betrifft. Sie nehmen somit auch die Aufgaben wahr, die ihnen zeitlich, räumlich und zuständigkeitshalber am nächsten liegen. Eine Identität der Befugnisse gibt es nur bei den beiden Vorsitzenden, die dem engeren Vorstand und der Fraktionsführung gleichzeitig angehören. Die anderen Mitglieder des engeren Vorstandes werden an einer Ausweitung ihrer Arbeit schon durch die Bestimmung gehindert, daß keiner von ihnen eine parlamentarische Aufgabe übernehmen darf. Sie könnten also höchstens als Experten eine zusätzliche Wirksamkeit entfalten.

Gemeinsam ist allen, die an der politischen Führung beteiligt sind, ihre volle Inanspruchnahme durch die Politik. Sie sind der Sache nach ausnahmslos Berufspolitiker geworden, auch wenn sie daneben noch einen „zivilen“ Beruf beibehalten. Kennzeichnend für alle Gruppen ist weiterhin, daß sich ihre Möglichkeiten der Mitentscheidung gründen auf Sachkenntnis oder auf Informationen über das „was los ist“. Auch die Analyse der Machtverteilung bestätigt also, daß neben der zeitlichen Freizügigkeit diese beiden Voraussetzungen politischen Einfluß ermöglichen. Eine wechselseitige Kontrolle und Konkurrenz ist in der sozialdemokratischen Führung gegeben; es bleibt die Frage nach der Chance für die passiv Beteiligten, die möglicherweise mehr Interesse und Fähigkeiten zeigen würden, wenn man ihnen einen Weg zur Mitarbeit erschließen könnte. Und es verbleibt weiter die Frage nach dem Wähler und seinen Intentionen, nach seinen Möglichkeiten einer Meinungsbildung und sachgerechten Option.

Politische und soziologische Folgerungen

Es liegt auf der Hand, daß es nicht ausreicht, sich der formal gleichen Betätigungsmöglichkeiten für jeden im Rahmen der politischen Demokratie zu freuen. Wir wollen nicht von der Demokratie in der Wirtschaft oder in der Kultur reden, sondern uns auf den allgemeineren politischen Rahmen beschränken. Hier wäre zu prüfen, wie für den Arbeiter, den Rentner, den Techniker oder den Künstler das Grundrecht zu realisieren ist, tatsächlich

mitgestaltend in die Politik wirken zu können. Sachkenntnis, Information und Zeit sind dabei die Bedingungen, die für sich zu schaffen jedem interessierten und fähigen Staatsbürger möglich gemacht werden muß. Man könnte sagen, daß dies eben immer mit Anstrengungen verbunden sein werde, die der einzelne auf sich nehmen müsse — wenn die deutsche Demokratie nicht auf einer so schmalen Plattform kritischer Menschen gegründet wäre. In unserer Lage ist es eine Frage der Selbsterhaltung, diese Basis zu erweitern. Die Politiker, welcher Gruppe sie auch zuzurechnen seien, werden neben sich den Raum für andere bereiten müssen, falls wir bestehen wollen. Das mag paradox erscheinen und die Einsicht vieler überfordern, es ist dennoch notwendig. Welche arbeitsrechtlichen, finanziellen und bildungspolitischen Konsequenzen aus einer solchen Forderung zu ziehen wären, soll hier nicht erörtert werden. Wir möchten nur andeuten, daß es dem Sinn der Demokratie nicht widerspricht, von ihren Repräsentanten auf allen Ebenen zu erwarten, sich das für die Bewältigung ihrer Aufgaben unerläßliche Rüstzeug anzueignen. Das bedeutet Chance und Verpflichtung zugleich, und die Inhaber der politischen Macht müssen wissen, daß ihre wesentliche Aufgabe darin besteht, hier die Grundlagen für eine krisenfeste deutsche Demokratie zu legen.

Die politischen Parteien, vor allem die Sozialdemokratie, könnten dabei den ersten Schritt tun durch eine Rationalisierung ihrer eigenen Organisation. Heute vollzieht sich die politische Meinungsbildung — von den vier genannten Machtgruppen abgesehen, mit und neben ihnen — in horizontaler Weise: Die gewählten Führungsgruppen auf den verschiedenen Ebenen sehen sich der Aufgabe gegenüber, alle Sachvorschläge oder -entscheidungen mit dem Etikett der formalen Legitimation zu versehen. Das ist unbillig, denn man kann von einem Ortsvereinsvorsitzenden oder auch von einem Stadtpräsidenten nicht erwarten, sich in den Fragen der Hochschulreform oder der Rundfunkpolitik auszukennen. Der Sachentscheidung, den Experten wird also ein weiterer Spielraum eingeräumt werden müssen durch eine vertikale Auflockerung der Organisation, die es beispielsweise den an Fragen des Films, des Nationalbudgets oder der Atomenergie interessierten Mitarbeitern gestattet, direkt und auf allen Ebenen miteinander Kontakt zu halten und unmittelbar auf das Zustandekommen von Sachentscheidungen einzuwirken. Wie das praktisch zu geschehen hätte, wäre im einzelnen zu erwägen; hier geht es um den Akzent, den die Organisation setzen sollte.

Dies alles zielt auf die Situation der Menschen, die ein politisches Engagement einzugehen bereit und fähig sind. Wie aber sollen die Möglichkeiten zu begründeter politischer Entscheidung bei der großen Zahl der Wähler verbessert werden? Die Programme der politischen Parteien lassen, wenn man sie genauer unter die Lupe nimmt, im einzelnen noch bemerkenswerte Unterschiede erkennen, in den Anliegen und in den Methoden. Einhellig sind sie aber der tatsächlichen oder vorgegebenen Auffassung, den „breiten Massen“, der „sozialen Sicherheit“ und der „Freiheit“ verpflichtet zu sein, vor allem der Freiheit. Diese Anliegen werden zu Schlagworten, bis sie den Wähler erreichen, und sie werfen ihn zurück auf traditionell bestimmte Verhaltensweisen, auf politische Sympathie oder deren Gegenteil. Begründete Unterscheidungen ermöglichen diese Parolen allein nicht mehr, denn der Wähler vermag den Weg vom Ziel zur Praxis sachlich und rational nicht mitzu-

gehen, das Instrumentarium des politischen Alltags entzieht sich seiner Urteilsfähigkeit. Politische Bildung — nicht als Verfassungs-Droge gereicht — könnte hier einiges tun, aber auch sie wird die Kluft zwischen Zielen und Wirklichkeit nicht ganz schließen können. Möglich aber ist es, die Ziele der Politik einer Partei personal zu verdeutlichen. Es macht einen Unterschied, ob die Sozialdemokratie Herrn Schiller oder Herrn Deist nominiert, oder ob man sich auf Herrn Agartz einigen würde. Selbstverständlich würde die SPD an einen Wirtschaftsminister Agartz nicht denken, aber sie muß das den Wählern auch sagen. Anders formuliert: Die Sozialdemokraten sollten sich zur Bildung eines Schattenkabinetts entschließen. Auf solche Weise herausgestellte Personen sind zwar bei Licht besehen auch den wenigsten bekannt, und sie werden mit dem Aufkommen des Fernsehens noch undeutlicher werden. Dennoch sagen sie mehr aus als Formeln in einer Zeit, in der einzelne Menschen überzeugender sind als politische Richtsätze.

In der Situation der Bundesrepublik hätte ein solches Schattenkabinettnoch eine weitere Aufgabe zu erfüllen. Die einsamen Beschlüsse des derzeitigen Kanzlers haben viele Menschen daran zweifeln gelehrt, ob denn andere überhaupt noch eine nennenswerte Möglichkeit zu politischer Gestaltung haben. Die arbeitsteilige Gesellschaft verlangt den Stil der team-Arbeit, solange jedenfalls, wie wir eine demokratische Form der Regierung wollen. Sache der Sozialdemokraten wäre es, aus dieser Einsicht in der Konstruktion eines Schattenkabinetts die Folgerungen zu ziehen.

Die mangelnde Aussagekraft allgemeiner Programme und die Tatsache, daß sie die Wähler kaum erreichen, sprechen außerdem für den Versuch, konkrete politische Pläne für eine begrenzte Zeit anstelle von Bekenntnissen und allgemeinen Programmen zu entwickeln. Die Aufrichtigkeit einer Politik kann durch nichts anderes glaubwürdiger unter Beweis gestellt werden als durch ihre konkrete Ausgestaltung und das Versprechen, das entworfene Konzept in einer bestimmten Zeit in die Tat umzusetzen. Die Sozialdemokratie sollte sich also dazu verstehen, dem Garten ihres Aktionsprogramms einige Blumen zu entnehmen und sie zu einem Strauß zu binden. Man könnte das ein Prioritätenprogramm nennen.

Der durchschnittliche Staatsbürger unserer Republik stellt an sein Gemeinwesen ohnehin nur die Frage, ob es ihm nützlich sei und seine emotionalen Grundansprüche nach Freiheit, Sicherheit, Einigkeit und Ordnung erfülle. Es ist fraglich, ob sich alle diese Ansprüche in einem sozialistischen Grundsatzprogramm vereinigen ließen, aber wir wollen hier nur das Naheliegende erwägen. Wie ist zu verhindern, daß ein politisches Desinteresse weiter um sich greift? Politische Prioritätenpläne sind ein möglicher Weg. Nur so erweisen auch hinter solchen Zeitplänen stehende Grundauffassungen ihre Wirkungsmächtigkeit. Das Vertrauen in die persönliche Verlässlichkeit des anderen und die funktionale Aufgliederung des politischen Lebens einander ergänzen zu lassen, könnte so erreichbar werden. Theorie und Praxis der Politik auf einen Nenner zu bringen, das ist die Aufgabe; zu ihrer Lösung bedarf es der Mitarbeit vieler, sehr vieler Zähler.

Wirtschaftswissenschaft, Wirtschaftspolitik und - Wirtschaftsdemokratie

I.

Obwohl die Verwirrung, die sich im englischen Wirtschaftsleben bemerkbar macht, unter fast leidenschaftlicher Anteilnahme weitester Kreise der englischen Öffentlichkeit erörtert wird, so wäre es doch ein Irrtum anzunehmen, es handle sich dabei ausschließlich um einen Vorgang, der einen für Englands Weltgeltung vielleicht entscheidenden Sonderfall darstellt. Was nämlich augenblicklich in England auf volkswirtschaftlicher Ebene vorgeht, läßt deutlich Spannungen erkennen, die sich aus bisher so gut wie überall völlig unbeachteten — vielfach nicht einmal erkannten — Beziehungen zwischen wirtschaftlicher und politischer Demokratie ergeben. Zwar hört man oft von industrieller Demokratie, wobei aber meist nur an einen Sektor der Volkswirtschaft gedacht wird, wenn er auch in den großen Demokratien der westlichen Welt eine ausschlaggebende Rolle zu spielen scheint. Industrielle Demokratie mit Wirtschafts-Demokratie indentifizieren zu wollen, wäre indes durchaus abwegig.

Wirtschaftswissenschaftler — zumal theoretische Dogmatiker, die ihre kurzen Tage, von statistischer Rohkost ernährt, in einem „Elfenbeinturm“ verbringen — messen diesem Problem offenbar nicht die ihm zukommende Bedeutung bei. Was immer die volkswirtschaftlichen Vorzüge eines Wohlfahrtsstaates sein mögen, wie er den meisten Nationalökonomien linker oder rechter Observanz vorschwebt, die Kernfrage, wie eine wirtschafts-demokratische Konzeption, die sich aus der politisch-demokratischen ergibt, sich mit dieser in Einklang bringen läßt, ist der Wirtschaftswissenschaft jedenfalls entgangen. Churchill hat allerdings schon vor einem Vierteljahrhundert erkannt, daß keine parlamentarische Demokratie sich um eine Stellungnahme zu diesem Problem wird lange herumdrücken können. Es fehlt — wie er sich damals ausdrückte, was aber auch noch für heute gilt — an den verfassungsmäßigen Möglichkeiten, um den Kernfragen der heutigen Wirtschaft durch sachkundige Prüfung und ohne politische Voreingenommenheit oder Gegensätzlichkeit gerecht zu werden.

Allmählich beginnt man jedoch zu erkennen, daß auch Vollbeschäftigung durchaus nicht das Zaubermittel ist, das uns, wie man geglaubt hatte, einen Wohlfahrtsstaat mit dauernder Prosperität, mit dauernder Erhöhung der Lebenshaltung und sozialer Sicherheit, bescheren könnte, und in dem es weder Inflation noch Arbeitslosigkeit gibt. Angesichts dieser Zweifel wird in der Tat die Beantwortung der Frage, wie sich Wirtschaftsdemokratie reibungslos in das parlamentarische System einbauen läßt, eine politische Notwendigkeit. Allein trotzdem die im März erschienene amtliche Veröffentlichung über die Auswirkungen einer in England seit etwa 10 Jahren fast überall aufrecht

erhaltenen Vollbeschäftigung es deutlich zum Ausdruck bringt, daß in ihr keinesfalls der volkswirtschaftlichen Weisheit letzter Schluß zu suchen ist, den unerwarteten und unerwünschten Folgen der Vollbeschäftigung steht die Regierung — wie sie mit bemerkenswertem Mute zugibt — einstweilen noch ratlos gegenüber. Noch immer folgen und führen einander steigende Löhne und steigende Preise in einem *circulus vitiosus*, ohne daß es bisher gelungen wäre, der dadurch bedingten wirtschaftszerrüttenden Inflation Herr zu werden.

II.

Daß eine auch von der Opposition als legitime Vertretung des englischen Volkes anerkannte Regierung sich öffentlich außerstande erklärt, das Problem zu lösen, wie sich Einnahmen und Ausgaben mit dem für das im Interesse der Gesamtheit Erforderlichen in Einklang bringen lassen, ist an sich schon etwas höchst Ungewöhnliches. Daß gleichzeitig aber auch an die Mitarbeit jedes Einzelnen in einer Weise appelliert wird, wie es sonst nur geschieht, wenn die Nation sich in einem ihre Existenz gefährdenden außen- oder innenpolitischen Notstand befindet, das verleiht dieser Kampfansage an Inflation ihr besonderes Gepräge. Gleichzeitig läßt sie jedoch auch erkennen, daß man sich über die eigentlichen Ursachen des Versagens einer auf Vollbeschäftigung abgestellten Wirtschaftspolitik durchaus nicht im klaren ist. Man braucht nur an den vor 6 Jahren im Auftrage der Vereinten Nationen veröffentlichten „Bericht über Internationale Vollbeschäftigung“ zu erinnern, und selbst ein Nicht-Volkswirtschaftler wird ohne weiteres begreifen, daß die in diesem einstimmig angenommenen Bericht geäußerten Ansichten für eine praktische Wirtschaftspolitik nur von recht problematischem Wert sind. Sie setzen eine weltwirtschaftliche Situation voraus, von der wir heute vielleicht noch weiter entfernt sind als vor 6 Jahren. Von internationaler dauernder Vollbeschäftigung läßt sich überhaupt nicht reden, so lange die Lebenshaltung in den einzelnen Ländern so krasse Unterschiede aufweist, wie es trotz generöser Wirtschaftshilfe an un- und unterentwickelte Länder noch immer der Fall ist und auch noch lange der Fall sein dürfte. Import- und Exportpolitik der Industrieprodukte exportierenden Länder hätten diesen Verschiedenheiten in einer Weise Rechnung zu tragen, wie sie unter den augenblicklichen Verhältnissen ausgeschlossen erscheint. Billigerweise muß auch zugegeben werden, daß es keinem Lande zuzumuten ist, sich auf eine internationale Arbeitsteilung einzulassen, so lange es an einer übernationalen Welthandelsorganisation fehlt, deren Zweck durch Ausweichklauseln nicht völlig illusorisch wird. Wenn daher der englische Schatz-Kanzler feststellt, für das Problem, wie sich steigende Preise stabilisieren lassen, hätte sich noch keine Lösung gefunden, sofern man es unter weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet — was doch eigentlich unvermeidlich ist — so kann man ihm nur beipflichten.

Wie aber steht es mit den Möglichkeiten, die der heimischen Wirtschaftspolitik im Kampfe gegen die Inflation zur Verfügung stehen? Auch von einem Millionenabsatz des vorhin erwähnten „Weißbuch über die wirtschaftlichen Voraussetzungen der Vollbeschäftigung“, das inzwischen als populäre Broschüre mit farbigen Bildtafeln erschienen ist, sollte man sich nicht allzu viel versprechen. Derartige Hoffnungen sind ebenso naiv wie die Beschwörungen, welche die Industrie von Preiserhöhungen und die Arbeitnehmer von neuen

Lohnforderungen abzuhalten versuchen, oder wie die Bemühungen, den Konsumenten gut zuzureden, mehr zu sparen und weniger auszugeben.

Es ist übrigens nicht ohne Ironie, daß gerade in den Vereinigten Staaten ein Professor der politischen Wissenschaften sich gegen das dort so unermüdlich gepredigte soziale Evangelium wendet, demzufolge die arbeitenden Klassen um so zufriedener werden, je besser es ihnen wirtschaftlich geht. Wahrscheinlich hat er mit seiner Annahme recht, es sei irrig zu glauben, die öffentliche Meinung ließe sich in ihrem Verhalten zu wirtschaftspolitischen Problemen stark von der überlegenen Weisheit der Politiker oder Nationalökonomen beeinflussen. Gegenwärtig äußert sich diese Skepsis deutlich in dem Zweifel an der Wirksamkeit einer Einschränkung der Lebenshaltung als Mittel zur Preisstabilisierung. Auch eine nur vorübergehende, kurze Unterbrechung „dauernder Prosperität“, von der noch immer ernsthaft gesprochen wird, würde als ebenso drückend wie ungerecht empfunden werden.

Daß es sich bei Inflation stets zunächst um ein momentäres Phänomen handelt, verursacht durch verfehlte fiskalische Finanzgebarung und eine sich daraus ergebenden Währungszerrüttung gilt zwar als wissenschaftlich bewiesen, ändert aber nichts daran, daß die Ursachen einer Inflation minst ebenso oft in innen- oder außenpolitischen Katastrophen zu suchen sind. Man hat nur an die klassischen Beispiele „totaler Inflation“ in der französischen Revolution oder in Deutschland nach den beiden Weltkriegen zu denken, um zu erkennen, worauf ein durch unvernünftige oder auf — beabsichtigte — finanzpolitische Maßnahmen allerdings beschleunigter Währungsverfall zurückzuführen war.

Für den, der sich dieser besonders von französischen Nationalökonomen entwickelten Theorie anschließt, ist es kaum zweifelhaft, daß die von „professionell qualifizierten Wirtschaftlern“ empfohlenen orthodoxen anti-inflationistischen finanz- und währungspolitischen Maßnahmen, sich noch unwirksamer erweisen werden, als dies ohnehin schon oft genug bei wirtschaftspolitischen Aktionen der Fall ist, bei denen man sich auf die Magie wirtschaftsstatistischer Ergebnisse verläßt. Trotzdem wirtschaftsstatistisches Material häufiger falsch als richtig interpretiert wird, beugt sich die Öffentlichkeit doch meist widerspruchslos vor der — einer geschickt präsentierten Statistik angeblich innewohnenden — Beweiskraft. Wenn daher die fast zwangsläufige Tendenz von Voll-Beschäftigung, sich zu Über-Vollbeschäftigung zu entwickeln, zwar, wie man jetzt zuzugeben genötigt ist, nicht die versprochene Dauerprosperität wohl aber eine Wirtschaftskalamität im Gefolge hat, die statt der erhofften Erhöhung eine unwillkommene Einschränkung der Lebenshaltung bedingt, so darf man sich über ein immer stärker um sich greifendes Unbehagen in der Wirtschaft nicht wundern. Schließlich müssen so flagrante Unstimmigkeiten, von der die Wirtschaftspolitik weder einer rechts- noch linksgerichteten Regierung verschont bleibt, auch einer hier wie fast überall in wirtschaftlichen Dingen ziemlich ahnungslosen Öffentlichkeit zu denken geben. Und in der Tat, der „Manchester Guardian“ hat den Mut zuzugeben, daß es sich eigentlich mehr um politische als um monetäre Probleme handelt, womit die Richtigkeit der französischen Inflations-Theorie bestätigt wird. Selbstverständlich bleibt es Aufgabe der Regierung, die Wirtschaft aus dem Maelstrom sich jagender Lohn- und Preiserhöhungen zu retten. Allein man

steht dem Dilemma, wie sich bei Über-Vollbeschäftigung dauerndes Steigen von Löhnen und dementsprechend auch von Preisen zum Stillstand bringen läßt, noch immer ratlos gegenüber, wenn man auch zu erkennen beginnt, daß es bei einem Mißverhältnis zwischen Überangebot von Arbeitsgelegenheiten und Mangel an Arbeitskräften kaum anders sein kann.

III.

Diese Ratlosigkeit spricht auch aus dem letztthin verabschiedeten englischen Budget. Man ersieht aus ihm ohne weiteres, daß diesem Dilemma, mit dem sich Großbritannien — ebenso wie die übrigen westlichen Demokratien früher oder später auseinanderzusetzen haben — kaum Beachtung geschenkt wurde. Natürlich vermag man den heimischen Verbrauch von Autos, Refrigerators, Waschmaschinen, Television-Einrichtungen und dergleichen durch finanzpolitische Maßnahmen erheblich einzuschränken. Ob jedoch die für deren Herstellung benötigten und nun freiwerdenden Arbeitskräfte und Materialien, die für Inlands- wie Auslandsaufträge ja die gleichen sind, ohne weiteres in einem gesteigerten Export Verwendung finden werden, ist doch recht fraglich. Bei einem immer rücksichtsloser werdenden internationalen Wettbewerb sollte man sich von einer Verbesserung internationaler Zahlungsbilanzen durch zusätzliche Exporte nicht allzuviel versprechen. Ebensowenig besteht Anlaß zu übertriebenem Optimismus hinsichtlich der Verwendung der aus ziemlich „unfreiwilliger“ Sparsamkeit stammenden Barmittel. Sie würden selbst bei geschicktester Propaganda nicht ohne weiteres — sozusagen automatisch — in die gewünschten Investierungskanäle fließen. Für breite Schichten der arbeitenden Bevölkerung bedeutet bessere Lebenshaltung auch jetzt noch vor allen Dingen mehr Freizeit. Ihre Nutznießer sind hauptsächlich die Massenmedien moderner Unterhaltungsindustrien mit ihren sportlichen Varietäten, und die Luxus-Artikel des kleinen Mannes (Tabak und Alkohol). Sie dürften fraglos einen größeren Anreiz bieten als die mit recht bescheidenen Gewinnmöglichkeiten ausgestattete Prämienanleihe, die bezeichnenderweise in dem letztthin verabschiedeten Budget nicht nur die größte Beachtung gefunden hat, sondern — ebenso bezeichnend — von der spiel- und wettfeindlichen englischen Kirche trotzdem mit am entschiedensten abgelehnt wird.

Selbst die erfolgreichste Sparsamkeitspropaganda könnte allein schwerlich den Ausgleich zwischen übersteigertem Verbrauch und produktion- wie produktivitätsfördernder Kapitalsanlage schaffen, welche die gefährdete Lage der englischen Volkswirtschaft erfordert. Das läßt sich nicht — wie es in einer beachtenswerten Kritik heißt — durch Tricks mit Hilfe von Notbehelfen erreichen. Immer wieder wurde betont, daß erhöhte und verbesserte Produktion die Voraussetzung sei für eine sich gleichzeitig erhöhende — ja sogar in absehbarer Zukunft verdoppelnde — Lebenshaltung. Auf diese Fata Morgana jedoch beruft sich jene Wohlfahrtstaat-Ideologie, die — wenn auch ungewollt — gerade dazu beigetragen hat, daß der Wohlfahrt-Staat in seinem heutigen Aufbau sich dauernd bemüht, mehr Wohlfahrt zu verteilen, als in seinen Kräften steht. Ob eine Staatswissenschaft, die der Vergangenheit angehört, zu der Annahme berechtigt war, daß im Gegensatz zur Privatwirtschaft bei der Staatswirtschaft die Ausgaben sich nicht nach den Einnahmen zu richten hätten, mag dahin gestellt sein. Sicher ist, daß man sich nach einem

beweiskräftigen Argument für einen solchen Grundsatz vergebens in einer parlamentarischen Demokratie umsehen wird. Deren wirtschafts- und sozialpolitisches Gebaren hat nur der für den Homo Economicus geltenden Forderung des gesunden Menschenverstandes zu folgen, daß sich die Ausgaben nach den Einnahmen zu richten haben.

Nationalökonomien lieben es zwar, sich mit Ärzten zu vergleichen und alle sozialwirtschaftlichen Übel darauf zurückzuführen, daß der „Patient“ — sprich: die verfassungsmäßige Regierung — es ablehnt, die von der nationalökonomischen Wissenschaft empfohlene Kur zu befolgen. Allein Vergleiche hinken bekanntlich, und dieser besonders stark. Doktoren — gleichgültig ob Spezialisten, Hausärzte oder Quacksalber — stimmen nur selten in der Diagnose überein. Doch selbst eine allgemein anerkannte medizinische Autorität wird kaum wagen, eine neue Heilmethode anzuwenden, ohne sie vorher in oft jahrelang dauernden Versuchen erprobt zu haben. Die Volkswirtschaftler, welche unter Berufung auf den verstorbenen Lord Keynes Vollbeschäftigung mit Hilfe konjunkturalpolitischer Mittel glauben erreichen und sichern zu können, ähneln daher, wie sich jetzt zeigt, mehr dem Goethe'schen Zauberlehrling, der mit den Zauberkünsten seines Meisters nicht so vertraut ist, daß man sich ihrer risikolos bedienen könnte. Man möchte beinahe sagen, daß die Befürworter einer dem Grundprinzip vernünftigen Handelns widersprechenden Wohlfahrtsstaats-Wirtschaft mit solchen Vorschlägen gerade die Grundlagen des Wirtschafts-Systems bedrohen, dessen Nutznießer sie zu vertreten behaupten.

IV.

In zwei Richtungen beeinflußt diese widerspruchsvolle Haltung die Sozial- und Finanzpolitik jeder der großen westlichen Demokratien — trotz ihrer ins Auge fallenden, scheinbar grundsätzlichen Verschiedenheiten. Das zeigt sich einmal in dem gebieterischen Verlangen nach erheblicher Einschränkung der öffentlichen Ausgaben. Dabei vergißt man aber zu überlegen, in wie beschränktem Maße das überhaupt möglich ist, so lange rechte wie linke Mehrheiten sich durch die stetige Erweiterung der wohlfahrtsstaatlichen Aufgaben beliebt zu machen suchen, ohne sich jedoch über die Deckung der damit unvermeidlich verbundenen Mehrkosten den Kopf zu zerbrechen. Und ebenso sucht man vergebens Verständnis dafür, daß die durchaus berechnete Forderung nach erhöhter Produktion und Produktivität eigentlich zum Nachdenken zwingt, ob denn wirklich alles was an Gütererzeugung und an menschlicher Tätigkeit — auf dem heimischen Markt oder für den Export — in den Dienst ihrer Verwertung gestellt wird, unterschiedlos erhöhte Kapital-, Material- und Arbeitszuwendung rechtfertigt.

Wenn heute in jedem Parlament über die unverhältnismäßig hohe Quote geklagt wird, die der Staat für seine Leistungen im Interesse der Staatsangehörigen vom gesamten Sozialprodukt — sprich: Volkseinkommen — beansprucht, so sollte man nicht übersehen, daß davon der Löwenanteil auf die zur Bestreitung der zwecks nationaler und sozialer Sicherheit notwendigen Kosten entfällt. In technischer und organisatorischer Hinsicht bestehen selbstverständlich Ersparnismöglichkeiten. Im Vergleich jedoch zu den Summen, um die es sich handelt, wenn Flugzeuge, Unterseeboote, Tanks und der-

gleichen, trotz augenblicklicher technischer Vollkommenheit, morgen vielleicht schon zu verschrotten sind, können etwaige Ersparnisse auf diesem Gebiet bei einem mit astronomischen Summen operierenden Budget kaum ins Gewicht fallen. Und darüber, was es kosten wird, Atomenergie für die Verteidigungszwecke nutzbar zu machen, sind wir noch völlig im unklaren. Was aber die Aufwendungen zur Aufrechterhaltung von sozialer Sicherheit und ihrer immer ungeduldiger geforderten materiellen Erhöhung im Wege der Arbeitslosen- und Altersversicherung betrifft, so wissen wir schon heute, daß wir eigentlich vor einem wirtschaftlich und finanziell fast unlösbaren Problem stehen. Im unübersehbaren Ablauf der im Altersaufbau der Nation vor sich gehenden Veränderungen wird die Zahl derer, auf denen die Hauptlast der Aufbringung der erforderlichen Mittel beruht, immer kleiner, während die Zahl derer, deren vordringlicher Anspruch auf soziale Sicherheit unbestritten ist, sich dauernd erhöht.

So unpopulär solche Betrachtungen sein mögen, sie bilden ein notwendiges Gegengewicht gegen eine dogmatisch oder parteipolitisch voreingenommene Denkungsweise, welche die tatsächlichen Ersparungsmöglichkeiten — ohne daß vitale Interessen der Gesamtheit ernstlich gefährdet würden — bedenklich überschätzt. Nicht minder bedenklich jedoch wäre es, wollte man sich auf Grund einer zum Schlagwort gewordenen Forderung nach unqualifizierter Produktions- und Produktivitätserhöhung auf „Wirtschaftswunder“ verlassen. Der zu einem geistigen Gemeingut der Gesamtheit gewordene Glaube, daß soziale Sicherheit ausschließlich von wirtschaftlichem Fortschritt abhängt, könnte bitter enttäuscht werden.

Selbst von den „Muster“-Demokratien, ob groß oder klein, darf man nicht erwarten, daß es ihnen je gelingen wird, den Stein der Weisen zu entdecken, mit dem man im Wirtschafts- oder in irgend einem andern Sektor eines staatlich geordneten Gemeinschaftslebens zu dauernd gültigen Lösungen für Probleme gelangen könnte, deren Natur es ist, sich dauernd weiter zu entwickeln. Es kann sich vielmehr meist nur um mehr oder weniger befriedigende Kompromisse handeln, mit dem bei einer Regierung von wechselnden Majoritäten, sich auch die jeweilige Minorität abzufinden vermag. Daher die Fragwürdigkeit volkswirtschaftlicher Theorien oder parteipolitischer Ideologien, auch wenn sich ihre Grundsätze in überalterten Traditionen über Zeit und Raum hinaus lang am Leben erhalten. Sehr amüsant hat das der augenblickliche britische Schatzkanzler, Mr. Macmillan, ausgedrückt, als er die Anfechtbarkeit von „statistisch festgestellten Tatsachen“ mit der von veralteten Eisenbahnplänen verglich, auf die man sich nur zu oft bei bevorstehenden Reisen verläßt. In unserer schnelllebigen Zeit vollzieht sich dieser Überalterungsprozeß sehr rasch. Daher auch die gleiche Fragwürdigkeit einer der Produktions- und Produktivitätsförderung unterstützenden oder hemmenden Investierungspolitik, die meistens mit rein monetären Maßnahmen arbeitet, ohne sich darum zu kümmern, welche Art von Bedürfnissen durch erhöhte Produktion und Produktivität besser befriedigt werden soll. Kann diese Aufgabe wirklich einer „Werbewirtschaft“ anvertraut werden, die zwar über jedes psychologische Raffinement der Neuzeit verfügt, der es aber doch vor allem darauf ankommt, neue Bedürfnisse zu wecken und zu befriedigen, die — wie z. B. bei einigen Luxus- und vielen Schundindu-

strien im Hinblick auf eine deutlich erkennbar vor sich gehende soziale Um-
schichtung kaum noch zeitgemäß erscheinen?

Da dem Verständnis für diese Überlegungen ein praktisches Beispiel
vielleicht am besten dient, so mag dafür eines gewählt werden, das nicht
nur höchst aktuell ist, sondern auch aus einer Volkswirtschaft und einer
ihrer Provinzen stammt, deren Exponenten an solchen Gedankengängen
vielleicht uninteressiert sind, oder sich ihnen gegenüber ablehnend verhalten.
Im Verlauf der heftigen Aussprache, die Präsident Eisenhower's Veto
gegen die Farm-Bill ausgelöst hat, begründet der Präsident seinen Ein-
spruch vor allem damit, daß eine Unterstützung der Landwirtschaft in der
von den Farmern verlangten Form und Höhe wegen der zu erwartenden
Produktionsausdehnung eine marktgefährdende Wirkung zur Folge haben
müßte. Nebenbei gesagt, Erwägungen, die sich mit den volkswirtschaftlichen
Wirkungen etwaiger Überproduktion beschäftigen und die in der national-
ökonomischen Literatur, bevor sich die Keynes'schen Vollbeschäftigungs-
theorien durchgesetzt hatten, fortgesetzt aufs gründlichste erörtert wurden,
sind seither aus der Diskussion fast völlig verschwunden. Doch dies, wie ge-
sagt, nur nebenbei. Die Bedeutung des Arguments von Präsident Eisenhower
wird auch ohne wissenschaftliches Streitgespräch sogar dem Laien klar, wenn
man bedenkt, in welchem Tempo sich die Weltbevölkerung vermehrt und daß
von einer erkennbaren Verminderung der vielen Millionen unterernährter
und hungernder Menschen kaum die Rede sein kann, trotzdem konstruktive
Wirtschaftshilfe für unter- und unentwickelte Länder eigentlich zu den wich-
tigsten Programm-Punkten der Weltwirtschaftspolitik der großen Demo-
kratien — besonders der Vereinigten Staaten — gehört. Daß an diesem
Problem keines der hochindustrialisierten Länder gleichgültig vorübergehen
kann, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Ebenso bestätigt dieses Beispiel
aber auch die Richtigkeit der Churchill'schen Feststellung, daß es in den pa-
rlamentarischen Demokratien gegenwärtig noch an den verfassungsmäßigen
Möglichkeiten fehlt, die den wirtschaftlichen Problemen eine sachkundige —
politisch wie theoretisch unvoreingenommene — Behandlung sichert. Wenn ein
Realpolitiker wie der britische Schatzkanzler Mr. Macmillan demgegenüber
etwas spöttisch den praktischen Wert solcher oder ähnlicher „Inspirationen“
für ein Budget bezweifelt, so läßt sich darauf nur erwidern: Inspiration ist
eben ein integrierender Bestandteil vorausschauender staatsmännischer Weisheit.
Von schöpferischer Initiative ist allerdings auch bei den bisherigen Anregun-
gen und praktischen Versuchen kaum etwas zu merken. Um so notwendiger
erscheint es daher, daß man sich bald an eine verfassungsmäßige Lösung der
Probleme der Wirtschaftsdemokratie innerhalb des Systems politischer Selbst-
verwaltung auf parlamentarischer Grundlage wagt.

(Ein weiterer Aufsatz folgt)

Von der Freiheit des Büromenschen

Fug und Unfug der Wirtschaftsbürokratie

Die Wirtschaftsbürokratie ist, wie ihre staatliche Schwester, ein natürliches Kind der modernen Rationalisierung. Das neuzeitliche Wirtschaftssystem, auf Erzielung von Gewinn eingestellt, schafft sich für die rationale Verwertung des Kapitals zielgerechte Mittel. Diese unterwerfen im Betrieb Menschen und Material der Rentabilität. Und zwar um so mehr, je mehr die industrielle Kapitalwirtschaft zum primären Tätigkeitsfeld wird und die menschliche Gesellschaft an sich fesselt. Damit pendelt aber auch das soziale Leben des Einzelnen in den Grenzen, die der wirtschaftliche Gewinn ihm zumißt. Ist die Erzielung von Gewinn der Sinn jeglichen modernen Wirtschaftens, so bewirkt das Ausmaß, welches die Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert erfahren hat, eine soziologische Zusammenballung des Gewinnstrebens, die zu einer alles Soziale durchwebenden Daseinsschicht sich ausweitete. Sie vermag sich mit dem menschlichen Tun in den Bereichen der Kultur und Zivilisation ebenso zu verquicken, wie mit den niederen menschlichen Notdürften. Das heißt, daß wirtschaftliches Gewinnstreben zu einer *Notwendigkeit* wird, will der heutige Mensch sein Wollen und Schaffen und damit sich selbst erhalten. Dabei unterstellt das Gesetz der Zahl in der freien Wirtschaft jedes ökonomische Unternehmen dem qualitativen Konkurrenzkampf. Die erworbenen Besitztümer als Machtfaktoren in den Konkurrenzkampf hineingeworfen, verschärfen diesen Kampf und suchen ihn, über das Qualitative hinweg, mit der *nackten Quantität* zu entscheiden.

Aus dieser Orientierung an der Gewinnchance sind jene rationalen Methoden zur Steigerung der Arbeitsleistung erwachsen, die wir heute in den Wirtschaftsapparaten der Zivilisation, in Massenstädten, Massenverkehrs- und Nachrichten-Wesen vorfinden. Um des riesenhaft anfallenden Arbeitsstoffes, verwaltungs-, verarbeitungs- und absatzmäßig im Sinne der Rentabilität Herr zu werden, ist Arbeitsteilung nötig. Ihre Methoden nähern sich dadurch der Wirkstruktur der staatlichen Bürokratie. Die Wirtschafts- und Unternehmerleitung führt mit bürokratischer Versachlichung, indem sie den Betrieb in sachbezogene und technische Arbeitsgänge zerlegt und dem jeweiligen Arbeitsgang „sachgebildete“ Bearbeiter zuweist. Mit der

Maschinisierung der Arbeit

vervielfachen sich auch die Verwaltungs-, Rechnungs- und Aufsichtsstellen. Die rentabilitätsgezeugte Maschine zeitigt über den ihr innewohnenden Zweck der Arbeiterleichterung und Produktionsvervielfältigung hinaus Auswirkungen, die notwendig zur Bürokratisierung beitrugen. Es beginnt damit, daß jede Maschine, die den Inhaber oder Leiter eines Betriebes von handlichem Mittun befreit, diesen äußerlich zum ersten Bürokraten macht, indem

sie das vorherige Ineinanderwirken in einer Person von anordnender und ausführender Arbeit scharf trennt. Diese Trennung setzt sich mit jeder personellen und materiellen Betriebsausdehnung fort, ja bildet sich arbeitsmäßig so konturscharf aus, daß die Struktur eines Betriebes von dort her bestimmt wird. Dabei nimmt nun innerhalb der Schicht der ausführenden Personen

der Verwaltungs- und Aufsichtsapparat

der Angestellten-Bürokraten eine Sonderstellung ein. Er bildet die „Regierung“ der etwa 4 Millionen Angestellten, die ungefähr 15 % aller Erwerbstätigen der Bundesrepublik ausmachen. Denn er übernimmt alle Funktionen der Leitung, und zwar um so mehr, je größer das Unternehmen wird und Unübersichtlichkeit und Kontrollnotwendigkeit zunehmen. Zwischen Leitung und letzter Ausführung schiebt sich so ein Zwischenglied fachgebildeter kaufmännischer und technischer Funktionäre als Ausdruck einer notwendigen Leitungs- und Arbeitszergliederung. Innerhalb des Zwischengliedes schälen sich in beiden Bereichen je nach Art, Größe und Ziel des Unternehmens weitere differenzierte Arbeitsabteilungen heraus, die sich selbst wiederum technisch und kaufmännisch untergliedern. So gebar die anfänglich im Kleinbetrieb einfache Buchhaltung in ihrer Mitentwicklung zum Großbetrieb eine Fülle von Arbeitsressorts, wie sie Kalkulation, Betriebsstatistik, Lohn-, Einkaufs-, Verkaufs-Büro und Werbeabteilung darstellen. Jedes einzelne Ressort ist noch in sich arbeitsteilig nuanciert. Auf der technischen Seite setzte sich die Rationalisierung und Funktionsaufteilung bis zum letzten Handgriff des Werkarbeiters fort. Wissenschaftliche Berechnungen und Experimente ersetzen altüberkommene „Faustregeln“ (O. H. v. d. Gablenz) und führen zur Bildung von Konstruktions- und Baubüros und chemischen, technischen, physikalischen Versuchswerkstätten und Laboratorien. Die Werkstattarbeit wird rational nach der besten Arbeitsmethodik ausgeführt. d. h. Maschine und Mensch unterliegen der Forderung nach rationellster = gewinnbringender Bewältigung des auferlegten Tuns. Das führt im Taylorismus zu einer wissenschaftlich genauen psychophysischen Belastungsberechnung jeder Arbeitsbewegung, die exakt auszuführen ist, soll der derart insgesamt berechnete Produktionsprozeß als ein geschlossenes Ganzes nicht gestört werden. Die Folge davon ist, daß im technischen Bereich, besonders bei Anwendung des Taylor-Systems das Anleite-, Aufsichts- und Ausrechnungs-Personal sich vervierfacht oder bei der totalen Maschinisierung der wichtigsten Arbeitsvorgänge (Instrumentalsystem) der Arbeiter selbst zum an-die-Maschine-gestellten-Aufsichtsangestellten wird.

Das Unwägbare und seine antibürokratische Tendenz.

Rentabilität läßt sich aber nur wahren, wenn man das Unternehmen als Ganzes den allseitigen Gegebenheiten der jeweiligen Wirtschaftsstruktur so einbettet, daß es gegen Gefahren der Konkurrenz, der technischen, qualitativen und quantitativen Überlegenheit und der Bedarfsschwankungen mit ihren Absatzsorgen weitestgehend gefeit ist. Weitestgehend, denn die stete Dynamik der modernen Kapitalwirtschaft läßt der Unsicherheit, der wechselnden

Machtumgruppierung, die etwa eine Erfindung oder eine Entdeckung oder ein politischer Vorgang hervorrufen kann, kurz, dem Unwägbaren ein weites Tor offen. Unternehmer oder Werksleitung können dem nur begegnen, wenn sie, frei von jedem Ballast, ihre werkerhaltende Initiative entfalten können. Hierauf bezogen ist die Wirtschaftsbürokratie ein Kompromiß zwischen dem notwendigen Ablauf des Arbeitsprozesses und dem zum freien und schnellen Entschluß notwendigen Raum, den die Betriebsspitze sich wahrt. Von hier aus erhält die Bürokratie ihre hierarchische Verantwortungs- und Abhängigkeitsstufung, die das zusammenfaßt, was im Arbeitsprozeß tausendfältig unterteilt ist. Gerade das Irrationale kann deswegen bürokratische Erstarrung der oberen Leitungsorgane verhindern und bis zu den subalternen, meistbürokratisierten Stellen noch wirken. Die fast nur auf Leistung beruhende Berufssicherheit des Arbeitnehmers, im Gegensatz zu der des staatlichen Beamten, unterstützt diese Wirkung. In diesem Sinne ist der privatwirtschaftliche Unternehmer „die einzige wirklich gegen die Unentrinnbarkeit der bürokratisch-rationalen Wissenherrschaft (mindestens relativ) immune Instanz“ (Max Weber). Diese Immunität wird nur durch Konzern- und Kartell-Bildung und am krassesten in staatlicher Zwangswirtschaft relativiert. Diese Organisationsgefüge pressen den Raum freier Initiative zu einem Minimum ein oder löschen ihn ganz aus. Die Leitung gerät dabei in die Position der Nur-Verwaltung, sie wird zu einer obersten Ausführinstanz, abhängig von der Trustleitung oder der staatlichen Planbürokratie. Sie wird also selber Bürokratie mit all deren Merkmalen: Befehlsempfang von oben, daher vermindertes Verantwortungsgefühl, Ängstlichkeit im Entschluß und gegen Neuerungen, kurz, Unbeweglichkeit setzt sich an die Stelle werkge-rechter Dynamik. Aus dem *Unternehmer* wird der *Dirigent* eines bloßen *Aktenumschlagplatzes*, der *Anweisungsdirektor*, mit der seelischen Physiognomie eines Bürovorstehers, der sich nur durch Titel, Tarif und Zahl vom Arbeiterheer und den übrigen Angestellten unterscheidet.

Die Bürokratisierung der ausführenden Organe.

Aber selbst bei freier Unternehmertätigkeit finden wir ein gerütteltes Maß an Bürokratie im wirtschaftlichen Verwaltungssystem. Im kaufmännischen und technischen Bereich eines Großbetriebes sind die Menschen eingesponnen in ein System von Systemen. (Die Verwaltung einer Großunternehmung übertrifft an Arbeitsumfang, Personalaufbau und raschem Wechsel der Aufgaben die Regierung eines Kleinstaates von heute, und die eines Großstaates vor hundert Jahren. W. Rathenau, 1921). Einer Riesenzahl von Angestellten obliegt eine spezifisch zerlegte Beschäftigung, deren Rahmen sie nicht brechen, sondern nur in langen Zeitabständen wechseln kann. Die betriebshierarchische Stufenleiter ermöglicht nur den langsamen Aufstieg in Amt und Rang und damit in einen anderen Beschäftigungsrahmen. Durch das lange „Sitzen auf der Stelle“ beherrscht der Angestelltenbürokrat seine jeweilige Tätigkeit im Schlaf. Die Vielfalt der Arbeitszerlegung weist überdies dem einzelnen ein enges, schematisch mechanisiertes und ebenso zu beherrschendes Arbeitsgebiet zu. Die Mechanisierung des Büromenschen vervollkommenet noch die rapide um sich greifende Maschinisierung der Büros. Aus dieser personellen und arbeitstechnischen „Enge in der Menge“ (Hell-

pach), die für den Betrieb ebenso gilt wie für die zeitgenössische Großstadt, sprießen sozialpsychologische Tendenzen, die den zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb des industriellen Bürokratismus ihre besonderen Züge verleihen. Charakteristische Züge, die sich oft reaktiv gegen die rentabilitäts-gesetzte Rationalisierung wenden, ja sie in Frage stellen können.

Rationalisierung sichert zwar einerseits ökonomische Macht innerhalb des Marktgefüges, baut aber gleichzeitig einen vielköpfigen, extrem partikularistischen und ressortbeschränkten Personalapparat auf, der nur das eigene, enge Sachgebiet überschaut. Die Fachspezialisten geben ganz wie der Industriearbeiter die „Seele an der Garderobe ab, weil sie in ein System von Normen und Automaten“ (W. Sombart) eintreten. Dieses zu überblicken, ist nicht nur berufstechnisch, sondern oft auch durch innerbetriebliche Sicherungen unmöglich. Im Gefängnis seines Ressorts sieht der angestellte Spezialist das Ganze nur vom Blickfeld seiner Zelle aus. Selbst die Verbindung zu den nächst umliegenden Zellen unterliegt der Wertung vom eigenen Standort aus. Der Maßstab des Fachressorts wird zum Wertmaß für das Ganze. Diese ortsspezifische Einstellung verhält sich bis in die höchsten leitenden Angestelltenstellungen nicht immer komplementär zur Gesamtschau des Betriebs. Gerade von dort oben, wenn mit Rang und Befehlsgewalt versehen, wirkt sie nach unten zurück und kann so auf der ganzen Front ressortgefärbte Kompetenzkämpfe und Intrigen entfesseln, die zum Hemmschuh jeder innerbetrieblich gesunden Entwicklung werden können.

Das geheiligte Ressort.

Zum anderen erwächst aus der ressortgefärbten Blickbeschränkung nach außen notwendig eine um so unterschiedlichere und eingehendere Beschäftigung mit dem Eigenbereich. In ihm setzt sich die Atomisierung des Arbeitsganzen fort. Wird die Person einer Arbeit zugeordnet, dann ist sie *eingeordnet*. Eingeordnet nicht nur rational in den Arbeitsprozeß sondern auch innerbetrieblich in sozialer Hinsicht. Aus der rationalen Differenzierung der Arbeitsgebiete entsteht eine soziale, verkörpert in einer Großzahl hierarchie-unterworfenen Menschen. In seiner Arbeitszelle, tagaus tagein beschäftigt in eintönigem Tun, wird der Büromensch seelisch mehr und mehr auf seine Person und deren Abgrenzung gegen das unmittelbar Umgebende gelenkt. Die Monotonie der Büroarbeit läßt, im Gegensatz zur weitverbreiteten Meinung Außenstehender, den Geist nicht frei für ein weltoffenes Andersbeschäftigtsein. Sie schafft *keinen* seelischen Ausgleich, sondern fixiert den Menschen, selbst den Intellektuellen, auf das Nächstumgebende und seine Beziehungen zu ihm. Die oft unbewußte Sehnsucht, dieser Monotonie zu entgehen, mag dann wohl zu weitgespannten Wünschen des Entrinnens führen, die aber immer an den nackten Tatsachen scheitern. Denn will man seine wirtschaftliche Existenz nicht aufs Spiel setzen, bleibt man an die Tretmühle des Betriebs gefesselt. Der durch die Wirklichkeit wieder abgewürgte Wunschbogen sucht sich in Unterscheidungen zum Nächsten zu kompensieren. Gelingt dies nicht, so schafft der Bürokrat sich solche Unterscheidungen, wenigstens in der Einbildung, vor allem dadurch, daß er vom außerbetrieblichen Sozialgefüge seine mögliche Besonderheit in Abkunft und Bildung, und damit die Ideologien dieser Besonderheit, in den Betrieb

hineinträgt. Oder er schafft sich die *Ich*-erhaltende Besonderheit durch eine subjektive Höherwertung seiner Arbeit und damit seiner Stellung. Als Anlaßmotive können schon geringste Unterscheidungen wirken, zum Beispiel bei gleichem Tun das Nähersitzen an einem Fenster mit schönem Ausblick, das Sitzen an einem neueren Tisch, das Mehr an Wandschmuck gegenüber dem Nachbarbüro und dergleichen mehr.

Diesem aus der Gleichartigkeit des Arbeitscharakters geborenen Streben nach Unterscheidung, das sich in ebenso differenzierenden Verhaltensweisen gegen unter- und übergeordnete Arbeitskollegen kundtut, nützt die Betriebsleitung aus. Sie sucht, mehr oder weniger bewußt, noch zusätzliche Unterscheidungen zu bilden, die in Titel, persönlicher und materieller Ausrüstung gerade den Wert dieser oder jener Arbeit betonen sollen. Sie schafft dadurch eingebildete Autoritäten, welche besonders in Zeiten sozialer Kämpfe von ausschlaggebender Bedeutung werden können. Mehr und mehr „bildet nicht mehr die soziale Umwelt den Betrieb“, sondern „der Betrieb selbst bildet die soziale Umwelt der in ihm Beschäftigten“ (H. v. Eckardt). Verbunden mit den Restimpulsen aus sozialer Abstammung her — etwa 60-70 % der Angestellten rekrutiert sich aus „mittelständisch-bürgerlichen“ Kreisen — ordnet sich der tatsächlichen oder fiktiven Rangstufung so eine Funktion bei, die das Wissen von den soziologischen Gemeinsamkeiten der Angestellten erstickt und hier eine mögliche einheitliche gegen Leitung und Unternehmer gerichtete Front aufsplintern läßt.

Sozialkampf oder Solidarität?

Die innerbetriebliche erdiente und diplomierte Rangstufe schafft aber außerhalb des Betriebes neue soziologische Tatsachen, indem sie die sozialen Wertungen, auf die sie dort trifft, entweder durchdringt und sich anverwandelt, oder sich bewußt von ihnen abhebt. Das der betrieblichen Rangstufe angemessene Verhalten läßt neue, immer feiner differenzierte Trennungslinien entstehen, die unreal sind — vom Arbeitsverhältnis her — vom Einzelnen aber als real ausgelebt werden. Daß dieses Ausleben vorgetäuschter Besonderheit der gesellschaftlichen Palette vor allem im Kulturellen, individuell kräftigere Farben zumischt, ist irrig. Allein das Gesetz der Zahl, repräsentiert durch die Riesenzahl Nur-ausführender Menschen, unterwirft die meisten den Konventionen und damit der Normung durch das Mittelmaß. Der vom fachspezialisierten Arbeitsgebiet geforderte nur fachgerechsam und daher schmalspurige Weltblick drängt sie geradezu dahin. Als nur einseitig angesprochene, kalkulierbare Funktion in einem System von Funktionen, wachsen sie sich in den Idealtypus von Alfred Webers „Vierten“ Menschen hinein, und nur überdurchschnittliche Bildungs- und soziale Lebenswilligkeit kann dem noch widerstehen.

Doch zurück zur Rangstufung. Die Förderung von Rangstufungen durch die Betriebsleiter schafft also Ideologie. Sie kann zwar einerseits der Überwältigung des innerbetrieblichen Sozialsystems durch ein außerbetriebliches begegnen, gibt aber andererseits gerade dem außerbetrieblichen Sozialkampf und seinen Funktionären ständig neue Nahrung: Im Grundbezug zum Arbeitssystem, zum Unternehmer oder zur Betriebsleitung ist nämlich trotz Vielfalt der Rangstufen der Angestellte *nicht* vom Arbeiter unterschieden.

Nur hoffnungslose Selbsttäuschung und Nichtwissen, vor allem des „kaufmännischen“ Angestellten, verhindert ihn, mit dem z. B. sozialistisch gesinnten Arbeiter einen gleichen Weg zu gehen. Die Geschichte der Angestelltenverbände beweist dies. Vielleicht verhelfen aber gerade diese Sentiments entwicklungstaktisch zu einer konservativ fortschreitenden Sozialgestaltung des Betriebsganzen und hintertreiben eine überstürzt radikale, geschichtssoziologisch meist wertblinde Sozialisierung.

Zu erkennen gilt es also, daß alle „kritischen und drängenden Wirtschaftsfragen der Gegenwart . . . im Kern sozialpsychologischer Natur“ (Hellpach) sind und die, von dort her allseitig erfaßt und verwertet, dem Unternehmer oder der Werksleitung die Aufgabe zudiktieren, Menschenfreiheit und -gebundenheit in Besitz und Wollen gesellschaftlich evolutionär zu harmonisieren. Leon Zeitlin hat im Februarheft 1956 dieser Zeitschrift nachdrücklich darauf hingewiesen. Harmonisieren aber heißt, aller menschlichen Fähigkeit und Arbeit im allgemein förderlichen Maße Raum zu lassen, auf dem Felde der Wirtschaft den für sie Fähigen und in ihr Arbeitenden in seiner komplexen Menschlichkeit zu bewerten und einzufügen. Wer Menschen „verwirtschaftlicht“, der „verwirtschaftet“ sie (Hellpach). Dies zu überwinden ist nur täglich betätigte Menschenliebe fähig, die liebender Erkenntnis entspringt. Liebende Erkenntnis in diesem weit ausgreifenden sozialen Sinne ist wohl zum ersten Mal in der Bergpredigt gegeben. Wie überhaupt die soziale Wärme der Evangelien, die christliche Liebe also, alle sozialen Fragen der Gegenwart viel mehr durchdringen muß, um dem kalten Pflichtminnedienst der leider einseitig vom Materiellen bestimmten Sozial-Gerechtigkeit ein warmes Fluidum beizugeben. Liebende Erkenntnis allein vermag soziale Spannungen in einen Ausgleich höherer Ordnung, in *Solidarität*, umzuwandeln. Eine Solidarität, die aus dem größtmöglichen Wissen und Gefühl für das jeweilig gesellschaftlich Gegebene entspringt und es auch *liebend verwirklicht*.

Festlichkeit in unserer Zeit

Problematik und Chancen einer kulturellen Idee

Im Rahmen der Salzburger Mozart-Festwoche 1956, die den 200. Geburtstag des Jahresregenten gebührend und pompös zum Festival weitete, gab es ein sehr beachtliches Konzert. Herbert von Karajan erschien erstmalig nach langen Jahren in seiner Vaterstadt am Dirigentenpult, damit gleichsam andeutend, daß er in Zukunft die Salzburger Festspiele wesentlich mitbestimmen wird, ein Akt übrigens, der nicht nur künstlerischen Gewinn bedeutet, sondern auch einigen Aufschluß gibt über die Chancen eines Kalten Krieges zwischen individuellem Geltungsdrang und fiskalischer Konzessionsbereitschaft. Dieses Karajan-Konzert war bereits Monate zuvor ausverkauft, es handelte sich offenbar um den Höhepunkt des Mozart-Festes. Als der Dirigent an der Spitze des Philharmonia-Orchestra of England erschien — eines der vielen erstklassigen Orchester also, denen er sich verbunden fühlt —, setzte demonstrativer Beifall ein. Unsere Ohren müssen sich sehr getäuscht haben, wenn der Applaus nach dem Einleitungswerk, der großen Es-Dur-Symphonie, noch in rechter Relation zu jener Begrüßung gestanden hat, obgleich Karajan mit seiner Gewohnheit einer ad libitum akzentuierten Schlußphrase auf Wirkung abzielen pflegt. Danach erschien die greise Clara Haskil, und sie wurde nicht mit prasselndem, wohl aber herzlichem Beifall empfangen. Nachdem sie das Klavierkonzert in d-moll, KV. 466, gespielt hatte, ging — wenn wir uns recht erinnern — zehn Minuten lang niemand aus dem Saal. Diese Darbietung — ganz auf sich gestellt — gab sich als ein Fest; manches andere war — um einen treffenden Ausdruck Karl Heinz Ruppels anzuwenden — Divertissement. Und ein Publikum, das sich ein Fest erwartet, weiß das perfekte Divertissement von jenem Glanze wohl zu unterscheiden, der nicht dem Diesseits zugehörig scheint, der stets einmalig ist, der nur bedingt vorausberechnet werden kann.

Um bei unserem Beispiel zu bleiben: das Spiel der Haskil kann sich natürlich auch in dem gewohnten Rahmen eines Abonnementskonzertes ereignen und dort die gleiche Ergriffenheit auslösen — selbstverständlich. Dieses Spiel — so sehr es vom Genius der Stunde bestimmt sein mag — ist noch nicht das, was wir ein Fest nennen. Wir sagten darum mit voller Absicht: die Darbietung gab sich als ein Fest. Und so müssen wir denn endlich fragen: Wie ereignet sich ein Fest? Welcher Art sind die Voraussetzungen, welcher Art die Umstände? Hier, an diesem Punkte und bei diesen Fragen, setzt stets von Neuem das Mißverständnis ein, das dem Gedanken schadet. Einem Gedanken, der selbst bei nur annähernd idealer Verwirklichung nichts, aber auch gar nichts mit dem alltäglichen Kulturbetrieb zu tun hat. Das Mißverständnis beruht auf dem Umstand, daß Festspiele aus dem gleichen — sichtbaren — Fundus gespeist werden wie jegliche Manifestationen von Kultur.

Um es hier nach Möglichkeit auszuschließen, sei zunächst untersucht, welche Umstände noch nicht ein Festival ausmachen — zumindest nicht mit Sicherheit und ohne die Mitwirkung anderer Faktoren. Bei dem Begriff „Festival“ wollen wir es von jetzt an belassen, da die Bezeichnung „Festspiel“ ja einen Nebensinn hat: den eines an bestimmte Anlässe gebundenen und zumeist eigens für sie geschriebenen Schauspiels mehr oder minder oratorischen Charakters, das idealisierend die Historie abzubilden sich bemüht.

Also: große Namen bürgen nicht für Festlichkeit. Denn das Ereignis, um das es uns geht, ist einmalig. Es läßt sich weder in eine andere Umgebung stellen noch wiederholen. Große Interpreten aber können hier wie dort auftreten, und ihr Können sichert zumindest die Konstanz des virtuosen Moments.

Gesellschaftlicher Glanz ist sinnvoller Festlichkeit nahezu abträglich. Gewisse Ausnahmen — mit denen wir uns noch befassen werden — sprechen nicht dagegen. Denn das gesellschaftliche Flair kann nur dort ungekünstelt wirksam werden, wo die Gesellschaft noch intakt ist. Nun wahrt sie im Schutze einer machtvollen Tradition gelegentlich ihr heiles Gesicht, aber Traditionen dieser Art bedeuten nach Meinung des Verfassers eine Gefahr für Festlichkeit — oder doch eine Anfechtung. Andererseits wirken Festivals gesellschaftsbildend, ein wichtiges Moment, dessen sich unsere Untersuchung noch anzunehmen hat.

Exklusive Programme garantieren ebensowenig Festlichkeit; „Welturaufführungen“ verlagern das Gewicht eines Festivals in gefährvoller Weise. Vergegenwärtigen wir uns zur Erhärtung dessen ein markantes Beispiel:

Salzburg. Dort dient die alljährliche (nur in diesem Jahre Mozart geopferte) Opern-Uraufführung zweifellos einer eminent wichtigen Mission: dem Neuen den Weg zu ebnen, einen Pfad in die Zukunft zu markieren. Aber diese nach dem Kriege aufgekommene Programm-Gepflogenheit befindet sich — so begrüßenswert sie im Grunde ist! — in einer geradezu hoffnungslosen Isolierung. Sie steht in gar keinem geistigen Bezug zu dem Schema der übrigen Darbietungen; einem Schema, das ebenso starr ist, wie es der ursprünglichen Konzeption Hofmannsthals nicht mehr entspricht. Und das eigentliche Salzburger Publikum — eine Besucherschicht von betont konservativer Haltung —, ist an der Novität, die ja für gewöhnlich nicht einmal extrem modern ist, restlos desinteressiert. So finden sich am Abend der Welturaufführung im Salzburger Festspielhaus zwei Gruppen ein, die für ein Festival im idealen Sinne durchaus entbehrlich sind: Jene, die glaubt, dabeigewesen sein zu müssen, und das zahlenmäßig nicht unbeachtliche Häuflein der Kritiker aus aller Herren Länder.

Ein Festival im idealen Sinne nämlich hat zur wichtigsten Voraussetzung: eine Gleichgestimmtheit der Darbietung und derer, die da zuhören. Hier wäre das Beispiel der Antike fällig, doch wir wollen versuchen, einmal ohne sie auszukommen. Festspiele sollen ja alles andere eher sein, als Manifestationen des Musealen. Und wir leben nun einmal nicht in einer Kult-Gemeinschaft. Wenn nicht alles trügt, ist Salzburg bereits dem Irrtum erlegen, daß der Bau einer pseudo-kultischen Arena auch die antike Ausprägung des Festspielgedankens restauriert. Endgültige Lossage vom Prinzip der Guckkastenbühne: gewiß — das ist zu begrüßen. Aber wo sind die zeitgemäßen Mysterienspiele für ein Haus mit 2 200 Sitzplätzen? Wo sind sie...? Es

geht nicht um den Raum, sondern um den Geist, und der — ist er erst gütig etabliert — verschafft sich seine Wirksamkeit, auch die räumliche. In Athen, Verona und Orange finden Aufführungen auf antiker „scaena“ statt, und sie haben mit modernem Theater nicht das geringste zu tun. Dennoch sind sie „festlich“, weil sich die Atmosphäre als etwas Unwirkliches und damit Erhabenes mitteilt. Restaurieren läßt sie sich indessen nicht; wir müssen schon zu eigenen Lösungen gelangen.

Was macht ein Festival aus? Wir sagten es schon: das Unverwechselbare, das Einmalige. Festspiel-Traditionen erstarren zur Konvention, zu sinnleerem Ablauf in eingefahrenen Bahnen, wenn sie nicht stets von neuem zur Wirksamkeit aufgerufen werden, wenn sie nicht bereit sind, um der veränderten Situation willen ihr Gesicht zu wandeln. München bemühte sich bislang vergeblich, der Tradition seiner Opernfestspiele neuen Auftrieb zu geben, sie zu einer zeitgemäßen Notwendigkeit zu machen. *Straßburg*, die „Drehscheibe Europas“, hatte vor Jahren Gelegenheit, seine Festspiel-Tradition überzeugend aufzuwerten. Mit seiner 23jährigen „Geschichte“ — wir sagen das ohne alle Ironie, denn die sommerliche Kultur-Flora sprießt ja in ihrer derzeitigen Üppigkeit erst seit wenigen Jahren —, mit diesen 23 Jahren im Stammbuch also ist das „Festival International de Strasbourg“ das älteste französische Musikfest. Bereits im Gründungsjahr 1932 konzertierten die Berliner Philharmoniker unter Wilhelm Furtwängler in Straßburg; der Kontakt mit Deutschland ist seitdem immer besonders herzlich gewesen. Das Busch-Quartett führte Beethovens sämtliche Streichquartette auf, und unter Otto Klemperer erklangen 1934 die neun Sinfonien. Albert Schweitzer krönte mit seinem Orgelspiel das Bach-Fest des Jahres 1939. Darüber sollte man nachdenken: In jenem Unglücksjahre, das gleichsam den Auftakt gab zu unsäglichem Leid für Deutschland und Frankreich, ja für die ganze Welt, saß einer, der in seiner Person „Humanitas“ schlechthin verkörpert, an der Orgel und spielte Bach, zur höheren Ehre Gottes... Und als das Grauen vorüber war, als die Himmel sich zu lichten begannen, erklang wiederum Bach: 1947 war das — Enescu und Menuhin spielten das Doppelkonzert, Klemperer dirigierte. Das Werk des Thomaskantors umschloß etwas, das uns heute — da uns die Gnade des Vergessens gegeben ist — fast schon wie ein böser Traum erscheint... Und dieser symbolische Orgelklang ertönte in Straßburg, im „Herzen Europas“! — In solchen Stunden haben Festivals einen einsam-hohen Sinn, der weit hinausweist über künstlerische Repräsentation, über virtuose Interpretationen-Leistungen und glanzvolle Premieren.

Schon mehrfach wurde von diesem „Sinn“ gesprochen. Wir verstehen darunter einen außerkünstlerischen — zumindest einen außerhalb des Ästhetischen angesiedelten — Bezug, auf den Darbietung und Publikum gleichermaßen eingestimmt sind. Dieser Sinn, diese Idee unterscheidet ein Festival von der Wintersaison. Sie kann verschiedener Art sein. Wesentlich, ja unabdingbar ist ihr geistiger Gehalt. Damit verbietet sich das Divertissement, das nicht zuletzt den Sinnen dient, für unsere Schau von selbst. Beispiele einer derart geistbezüglichen Verwirklichung der Festival-Idee werden wir noch nennen; der Versuch jedoch, ein Register des Möglichen zu erstellen, müßte notwendig scheitern. Denn auf das geistige Wachstum eines Festivals wirken

Kräfte ein, die sich menschlichem Zugriff und menschlichem Registrieren entziehen. Roger Bigonnet, der Begründer des Festivals von Aix-en-Provence, nannte dieses immanente Werden die „*émanation authentique*“.

Gerade noch rechtzeitig kommt uns ein Heft der exquisiten, geistig exquisiten Zeitschrift „Magnum“ in die Hände — man möchte solchen Unternehmen Altäre errichten! Das Heft hat den Untertitel „Zentren“, und unter diesem Stichwort werden — in scheinbar zusammenhangloser, auf jeden Fall ungewöhnlicher Auswahl — schöpferische Pole jener „*émanation authentique*“ ausgemacht. Es ist die Rede von einem „Zentrum Le Corbusier“, von einem „Zentrum Besançon“ — gemeint ist vor allem Audincourt, geprägt von Léger —, von einem „Zentrum Ronchamp“, wiederum das Werk Le Corbusiers, von Zentren des Theaters in Paris, Hamburg, Berlin und München, von der CIAM, den Kongressen für neues Bauen, von den florentinischen Kongressen La Piras, von dem Europäischen Forum Alpbach, der Hochschule für Gestaltung Ulm, der Schweizer Graphik, internationalen Kulturzeitschriften, der Musikhochschule Berlin und noch vielem anderen, ja sogar von — Jazz-Zentren. Bei näherer Durchsicht erscheint diese Auswahl weniger zufällig als „zugefallen“; aus der Absicht nämlich, vor allem Formen künstlerischer Gestaltung und Ausprägungen menschlichen Zueinanderwollens ins Licht zu rücken. Und wenn Erich Kuby diese Absicht dem „großen Trend im Westen“, sich vor der Gefahr von Ost opportunistisch aufzublähen, unterstellt, so ist das eine Verallgemeinerung mit nicht geringerer Neigung zum Konventionellen, als sie einem konstruktiven Optimismus überhaupt möglich wäre.

Dieser Vorwurf der Schönfärberei droht nämlich auch uns, die wir den bei „Magnum“ etwas beiläufig behandelten Festspielgedanken und seine legitime Verwirklichung an diesem und jenem Ort als schöpferisch ansehen, mit ziemlicher Sicherheit. Aus der Fülle der sich anbietenden und immer wieder geäußerten Einwände erscheinen uns die folgenden wesentlich: Sind Festspiele wirklich etwas Eigenes? Sind sie nicht nur eine Arabeske, deren Gestalt sich aus dem Spannungsverhältnis gegensätzlicher Elemente — geistig-seelischer einerseits und wirtschaftlich-sozialer andererseits — bestimmt?

Sind Festspiele überhaupt noch möglich in einer Zeit, da mit fortschreitender Säkularisierung auch der festliche Charakter des Daseins eine fortgesetzte Einbuße erleidet — wenn nicht das Festliche überhaupt uns schon weitgehend verloren gegangen ist?

Auf den ersten Einwand, daß Festspiele möglicherweise nur eine Arabeske in fremden Diensten sind, sei mit Gegenbeispielen geantwortet, die gleich folgen werden. Der Hinweis auf die fortgesetzte Einbuße von Festlichkeit ist weniger leicht zu entkräften; denn die Säkularisierung ist eine Tatsache, an der nicht zu zweifeln ist. Wir helfen uns weiter, wenn wir von jetzt an deutlich auseinanderhalten: die liturgische Festlichkeit und jene Feier, die wir uns selbst bereiten können. Festspiele, die wir meinen, sind keineswegs ein schlechter Ersatz für das weithin verlorengegangene Leben im Bewußtsein der Gegenwart Gottes — weil sie derartiges gar nicht sein wollen. Sie sind aber — überblicken wir die Ganzheit der Ereignisse — ein Aufbruch der Friedlosen, und sie verweisen auf das Wesenhafte, Geistige, das geeignet ist, manche schlimmen Folgen der Säkularisierung zu bannen, das die Menschen wieder zueinander bringt. Endlich wirken sie auch jener entsetzlichen Ver-

flachung entgegen, von der unsere Zeit — verführt durch kommerzielle Gewissenlosigkeit — bedroht ist; einer Verflachung übrigens, für die selbst eine sentimentalisch-verwaschene Pseudo-Religiosität herhalten muß.

Festspiele, die diesen Namen verdienen, sind im Einzelnen das Werk großer Persönlichkeiten — Richard Wagner, Hugo von Hofmannsthal — und als Ganzheit in ihrer derzeitigen Ausprägung eine Bewegung, deren Impulse nicht vollends ergründbar scheinen. Merkantil gesehen bedeuten sie fast immer ein Defizit — die, von denen zu reden sich lohnt. Subventionen mögen den nötigen Bewegungsraum schaffen; ohne mäzenatische oder fiskalische Hilfe war Kultur niemals möglich. Aber diese Hilfe sollte allenfalls dazu gut sein, das Existenzminimum zu sichern. Denn Gewinne sind von Übel, wenn es gilt, zu dienen; wenn es gilt, der Flut von Surrogaten Einhalt zu gebieten. Das aber ist notwendig, wenn wir wollen, daß uns aus Ereignissen der Kultur wieder Antwort erwächst auf drängende Fragen der Zeit.

An welchen Stätten erwächst solche Antwort? Antwort auf die Fragen der Friedlosen? In *Bayreuth*, wo die szenische Gestaltung in jedem Jahre Künstler und Laien in ihren Bann zwingt, wo sie wahre Wunder an Faszination vollbringt. Wie konnte es soweit kommen? Wie wurde es möglich, gerade das Musikdrama Wagners derart zwingend in eine szenische Idee unseres Jahrhunderts einzupassen? Sagen wir es so: In Bayreuth wird versucht, einen festumrissenen geistigen Aspekt zu finden, in den sogleich eine szenische Vorstellung eingelassen scheint. Aus der bewußt gelenkten Phantasie reißt die Gestalt. Sind ihre Konturen hier und da noch ein wenig ungeschliffen, so ist der oberflächliche Beobachter leicht geneigt, von einer Inszenierung gegen den Geist des Werkes zu sprechen. Dabei geht es um nichts anderes als um eben dies: den Geist des Werkes. Aber wirklich um ihn und nicht um die festgefahrene Vorstellung von einer Bühnenform. Was zeitgebunden ist — und wer will leugnen, daß auch das größte Genie gelegentlich unter Voraussetzungen schafft, die der Nachwelt fremd sind! —, was also in diesem Sinne zeitgebunden ist, tritt zumindest in den Hintergrund. Eine theatralische Vision bemächtigt sich zunächst des Raumes hinter dem Werk und dann erst des Dramas. Dieser Umstand bewirkt die erstaunliche Ausstrahlung. Wieland Wagner erschloß Begegnungen mit jenen Kräften, die unter ganz anderen Vorzeichen eine Art Gesamtkunstwerk des 20. Jahrhunderts vorbereiten; er befreite das Werk seines Großvaters aus einer gewissen Isolierung und ließ es zu einem Angelpunkt der Moderne werden. Eine große, eine einmalige Tat! Und man kommt nach wie vor „auf Knien nach Bayreuth“, wie eine amerikanische Sängerin ihre Hingabe an das Werk formulierte; aber man fährt nicht mehr zu einer „Weihestätte“, sondern zu einem Ort der Auseinandersetzung.

Und wo erwächst des weiteren Antwort? In *Prades* bei Maître Casals, wo in der église Saint-Pierre der Altarraum zum Podium wird, das Auditorium aber zu einer Gemeinde! Alte Zeiten — unbeeinflusst von Technik und Atomen — scheinen uns hier auferstanden: Wie Bach vor 250 Jahren zu Dietrich Buxtehude nach Lübeck wanderte, so pilgern Künstler und Musikfreunde heute in die „Pyrénées-Orientales“ — zu dem alten Mann mit dem Cello, dessen Spiel schon nahezu Legende ist. Und in *Aix-en-Provence* er-

wächst Antwort, wo sich in lateinisch-mediterranem Klima alljährlich eine deutsch-französische Kulturbegegnung ersten Ranges ereignet, und wo Mozart seine zweite Heimat fand, nachdem sich erwies, daß zwischen der durchlichteten Landschaft und der Musik des großen Salzburgers untergründige Beziehungen wirken. Und in *Perugia*, wo die „Sagra musicale Umbra“ — in der Nachbarschaft des Hl. Franz — ihren geistigen Auftrag unmittelbar aus der Landschaft bezieht, oder in *Siena*, wo das Mäzenatentum des Conte Chigi die „Settimana musicale Senese“ in den Dienst der Restaurierung originalen Klanges und der Wiedererweckung vergessener Werke stellt. In *Stratford-on-Avon*, wo Shakespeare geehrt wird — wahrhaftig und ohne die Tendenz einer heuchlerischen Vergötterung, in *Glyndebourne*, wo die Oper zu reineren Formen fand, in *Besançon*, der Heimstatt einer zauberischen „intimité“, und in *Orange*, der steinernen Kulisse aus der Antike, vor der ein so strapaziertes Werk wie Beethovens „Fünfte“ eine neue Art von Klassizität zeitigte: Hier teilte Unwandelbares sich mit; „klassisch“ war nicht mehr ein Stilbegriff, sondern Benennung des Gültigen schlechthin.

Denn der Raum verwandelt! Nicht so, daß absolute Maßstäbe ihre Gültigkeit einbüßen, aber doch im Sinne einer Erweiterung dieser Maßstäbe. Indessen: es gibt nur wenige Orte von derart intensiver Atmosphäre. Sie muß ein Wert sein, der dem Kunstwerk gleichgeordnet ist, der es in eine neue Dimension stellt. Eine x-beliebige Burgruine, ein schöner Park oder eine Freitreppe reichen nicht aus. Dort etwa ein konventionelles Programm anzusiedeln, ist überflüssig und keineswegs festlich. Immer müssen zwei — zumindest zwei — gleichgeordnete Größen zusammentreffen, damit ein Neues sich bildet: die „*émanation authentique*“. Unter diesem Aspekt erscheinen manche Veranstaltungen vorwiegend demonstrativen Charakters nicht ungefährdet, weil die Zeit über sie hinwegging und der immer noch vorhandene Elan sich an einen unrettbar schematisierten Ablauf zu verschwenden droht. Eine Sonderstellung nehmen die „nationalen“ Feste mit internationalem Gepräge ein: die Berliner Festwochen, der Holland-Festival, Edinburgh, der Sibelius-Festival in Helsinki, der Granada-Festival und — mit großen Vorbehalten — die Luzerner Musikfestwochen. Ob der Pariser „Festival d'art dramatique“ eine Chance hat, muß sich erst erweisen. Die „Ruhrfestspiele“ haben sie, sind aber dem problematischen Einfluß einer Institution — wir meinen die Institution schlechthin — ausgesetzt. Soweit unsere unvollständige Beispielsammlung; sie wäre nach verschiedenen Richtungen zu ergänzen durch Namen wie Bordeaux, Florenz, Wien, Dubrovnik, Athen, Wiesbaden, Zürich, Avignon, Montreux, Ascona, Bregenz, Graz, Schwetzingen, Kassel, Hitzacker und kein Ende . . Über den mit der venezianischen Biennale zusammengefügt, aber alljährlich stattfindenden Festival für zeitgenössische Musik wäre genauso zu reden wie über die Musikfeste der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik oder Donaueschingen und Braunschweig — ebenfalls Stätten im Dienste der „*musica nova*“: diese Musikfeste sind nicht antiken Ursprungs, sondern haben — nach H. J. Moser — ihre Vorgänger in den mittelalterlichen Pfeifertagen und den musikalischen Festspielen von Renaissance und Barock. Eindeutig sind wohl die Veranstaltungen der Gesellschaften, Verbände und Sängerbünde auf diesen Ursprung zurückzuführen; im Bereich der Festivals dürften sich die historischen Linien überschneiden, und für die Bewertung

einer nach dem Kriege aufgekommenen Veranstaltung — etwa der Sommerlichen Musiktage Hitzacker — ist die Frage der historischen Abkunft ziemlich unerheblich. Wir sehen den Ursprung aller gültigen Festivals in unserer Zeit.

Bei alledem ist nicht zu verkennen, daß menschliche Unzulänglichkeit einige Gefahren heraufbeschwört: da wäre zunächst die wirtschaftliche Nutzung von Festivals für den Fremdenverkehr; eine Degradierung, gegen die sich die Festspiele wehren müßten. Denn wie können sie ein schöpferisches Zentrum sein, wenn ihnen allenfalls die Funktion einer illustren Reise-Attraktion zugestanden wird? In dieses Kapitel gehört auch die laute Betriebsamkeit mancher Veranstaltungen, die das Glänzende mit Glanz, Fülle mit Erfüllung verwechseln. Sodann: wir verlangen von einem Festival keineswegs, daß es eine unablässige Kette von künstlerischen Höhepunkten bringt; vielmehr erscheint es uns als ein atmendes Gebilde, das natürlichen Schwankungen unterworfen ist. Allein — im Schutze dieses Zugeständnisses schleicht sich nur allzuleicht kunstfremder Dilettantismus ein, vor allem auf der x-beliebigen Burgruine, der Freitreppe oder in dem schönen Park. Vor dieser Gefahr vermag nur eines zu bewahren — die Redlichkeit, oder besser: die selbstkritische Wahrhaftigkeit der Veranstalter und Ausführenden. Endlich ist nicht zu verkennen, daß es offenbar eine zum künstlerischen Erleben bereite Gemeinschaft nicht mehr gibt. Aber gerade darin scheint uns eine der wesentlichen Chancen der Festivals zu bestehen: eine solche Gemeinschaft zu bilden durch Verweis auf das Wesenhafte, durch suggestive Bindung an das Geistige, durch Inthronisation der Humanitas. Von ästhetischen Werten wollen wir schweigen, denn das Suchen der Menschen wird durch sie nicht befriedigt. Nicht alle, die sich um Kultur bemühen, sind sich dessen bewußt. Festspiele, wie wir sie verstehen, erhellen nachdrücklich das Fragwürdige der Perfektion. Sie ziehen das Herkömmliche in Zweifel; auch Kultur — wenn sie nicht lebt. Sie dienen damit dem Menschen.

EIN DING

Es glimmt im Dichterwort
ein Funke Religion:
Es will der Wahrheit Ort
und dient in schöner Fron.

Es meine Ernst, nicht Rausch;
sei Trank, der Tröstung schenkt,
im Harmonientausch
zum Wissensgleichnis lenkt.

Dank, daß ein Ding nun ist
und lebt in Bild und Plan,
das deinen Weg bemißt.
Dank, daß ein Ding getan.

Uriel Kurt Mayer

Experimental - Metaphysik

Von moderner Physik verstehe ich begreiflicher Weise garnichts. Bis ungefähr zum Auftreten Albert Einsteins schmeichelte ich mir, über die Ergebnisse der Naturkunde im wesentlichen Bescheid zu wissen. Ich verstand, von der Schule her, das Funktionieren einer elektrischen Klingel und wäre wohl zur Not noch immer imstande, eine zu konstruieren, eine, die wirklich klingelt, Ich weiß, wie es zugeht, daß man durchs Telefon zu sprechen und zu hören vermag. Ich könnte den Mechanismus der Dampfmaschine und der Lokomotive einer Klasse vordemonstrieren. Ich kenne den Bau einer elektrischen Glühlampe und einer Stromerzeugungsanlage. Von Radio, Television und Radar ist mir nur das Prinzip deutlich; die Technik seiner Anwendung geht schon über meinen Horizont. Ich zähle das hier auf, nicht aus Eitelkeit, oder nicht nur aus Eitelkeit, sondern um den großen Umschwung, der sich in den Naturwissenschaften und besonders in der Physik vollzogen hat, deutlich zu machen.

Bemüht habe ich mich um das Verständnis beider nach meinen Kräften. Mehr als ein Dutzend höchst gelehrter, zum Teil sehr umfangreicher und durchweg schwer verständlicher Bücher aus den letzten Jahrzehnten sind von mir studiert und exzerpiert worden. Gefördert fühle ich mich dadurch kaum. Ich verstehe zum Beispiel die Relativitätstheorie nicht; es fehlt mir die dazu nötige höhere Mathematik. (Als Abiturient eines Gymnasiums bin ich nicht weiter geführt worden als bis zur analytischen Geometrie.) Ich lasse mir aber auch von den mehr oder weniger populären Darstellungen der Lehren Einsteins und der Folgerungen daraus nicht einreden, daß ich verstehe, wie es diese Bücher einem einreden möchten und wie es viele arglose Leser offenbar gutgläubig hinnehmen. Mit Schmunzeln indessen lese ich in einem Aufsatz des Chemikers und früheren Präsidenten der Harvard Universität, James B. Conant (jetzt amerikanischer Botschafter in Bonn), erschienen im ersten Heft 1953 der Neuen Rundschau (deutsch von Marianne Regensburger): „... wenn wir der peinlichen Frage, warum die Lichtgeschwindigkeit in Einsteins Formel enthalten ist, aus dem Wege gehen.“ „Einsteins Formel“ lautet $E = mc^2$, was heißen soll: Energie gleich Masse mal Quadrat der Lichtgeschwindigkeit. Ja, wie kommt in diese Gleichung die Geschwindigkeit des Lichtes? Wenn Mr. Conant die Frage peinlich findet und ihr, wenigstens an dieser Stelle, aus dem Wege geht, so brauche ich mich nicht zu schämen, daß ich erst recht nicht verstehe.

Aus dem traurigen Sachverhalt, den ich hier freimütig bekannt habe, sollte ich ja nun wohl die Folgerung ableiten, daß ich mir in Bezug auf moderne Physik ein bescheidenes Stillschweigen auferlege und nicht meinerseits mitzureden suche, Ganz recht. Aber da ist eine Seite der Angelegenheit, die mich herausfordert. Die Herren Physiker behaupten, mit wechselndem Grade der Bestimmtheit, aus ihren Beobachtungen und Feststellungen ergebe sich, daß die bisherigen Anschauungen und Begriffe der Philosophie, die seit den Zeiten

der alten Griechen bis heute oder vielmehr gestern gegolten haben, nicht mehr gelten dürfen und daß wir umzulernen haben. Die Fragen aber, in denen die Physiker über das bisherige Wissen oder Meinen hinausgelangt sein wollen, beziehen sich vor allen Dingen auf unsere Vorstellungen von Raum, Zeit und Kausalität.

Wenn sie damit recht hätten, so erlebten wir einen beispiellosen Umsturz der abendländischen Geistesgeschichte, einen Umsturz, dem gegenüber die Verkündung des Laufes der Erde um die Sonne durch Kopernikus nur den Rang einer kleinen tatsächlichen Berichtigung hätte. Ich bestreite diesen Anspruch der modernen Physik. Mir scheint, daß die Physiker, die ihre Ergebnisse so verstehen, sie falsch verstehen; daß sie nicht genau wissen, was Philosophie ist, und daher die Grenzen, die der Naturwissenschaft gesteckt sind, verkennen.

Ich bestreite zunächst, daß Albert Einstein in Bezug auf Raum und Zeit irgendwas entdeckt hat. Um diesen bahnbrechenden Forscher ist von seinem ersten Hervortreten im Jahre 1905 an eine Art Rummel veranstaltet worden, am meisten von Popularisatoren und Publizisten, die vielleicht nicht immer über die geistige Höhe und das fachliche Wissen verfügen, die nötig sind, um den mathematischen Symbolismus der neuen Lehre zu verstehen. Der zeitgenössische Dank für eine Entwicklung, deren Zeugen wir sind, ohne ihr folgen zu können, ist auf diesen einen Mann gehäuft worden; aber vielleicht hätte sein älterer Berufsgenosse Max Planck, von dem die nicht minder revolutionäre und ebenso schwer verständliche Quantentheorie ausgegangen ist, einen gleichen Anspruch auf Weltberühmtheit gehabt. Indem ich mich so äußere, fällt es mir nicht ein, das Verdienst Albert Einsteins zu verkleinern. Er gehört in der Tat unter die größten wissenschaftlich produktiven Intelligenzen, die der Menschheit beschieden worden sind. Dazu war er ein bewunderungswürdiger Charakter: er besaß den außerordentlich seltenen Vorzug, ganz frei von Menschenfurcht zu sein. Dem lärmenden Betrieb, der um seine Person und um seine Lehre tobte, stand er selbst völlig fern; ja, er hat ihn bei verschiedenen Gelegenheiten unwillig abgewehrt.

Was nun Raum und Zeit betrifft, so werden wir belehrt, und zwar nicht von Charlatanen, sondern von ernsten wissenschaftlichen Führern, daß unsere bisherigen Anschauungen darüber falsch gewesen sind und daß Einstein sie richtig gestellt hat; kein anderer als er, nun aber ein für alle Male. So sagt Werner Heisenberg, Direktor des Max-Planck-Instituts in Göttingen, in seinem Vortrag „Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft“, 2. Auflage, Leipzig 1936, S. 6: „Man wurde von der stillschweigenden Annahme geführt, daß es einen objektiven, von jeder Beobachtung unabhängigen Ablauf von Ereignissen in Raum und Zeit gebe, ferner, daß Raum und Zeit feste, von einander völlig unabhängige Ordnungsschemata alles Geschehens bilden und insofern eine objektive, allen Menschen gemeinsame Realität darstellen. Diese grundlegenden Voraussetzungen... sind zum ersten Male angegriffen worden in der Einsteinschen Relativitätstheorie.“ Noch mehr verblüfft die Aussage des englischen Philosophen, Bertrand Russel, Nobelpreisträger, in „The ABC of Relativity“, 1925, S. 50 (mein Deutsch, wie immer im Folgenden, wenn es sich um englischen Text handelt!): „Die allgemeine kosmische Zeit, die als selbstverständlich hingenommen zu werden pflegte, ist nicht länger zulässig. Es gibt für jeden Körper eine bestimmte Zeitordnung für die Vorgänge in seiner

Nähe; das mag man die ‚richtige Zeit‘ für diesen Körper nennen. Unsere eigene Erfahrung wird beherrscht von der richtigen Zeit für unseren eigenen Körper“ (das heißt die Erde).

Nun muß mir krassem Laien gestattet sein, kurz darzulegen, was sich bei der Verkündung der Relativitätstheorie abgespielt hat. Man faßte das Licht auf als Wellen, deren Länge und deren Geschwindigkeit man messen konnte. Wellenbewegungen müssen sich in irgendeinem Medium abspielen. Man dachte sich also den Weltraum erfüllt von einem — sonst nicht bekannten — leichten Stoff, den man Äther nannte. Licht bestand danach aus Ätherwellen. Wenn es Äther gab, so mußte er sich experimentell nachweisen lassen. Dieses Experiment anzustellen unternahmen die englischen Physiker Michelson und Morley; mit dem unerwarteten Ergebnis, daß der Äther sich nicht nachweisen ließ. Sie wiederholten den Versuch und verfeinerten ihre Methoden, aber mit dem gleichen Mißerfolg.

Vor diesem Versagen stand die wissenschaftliche Welt völlig ratlos. Die Krisis dauerte von der Tagung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte in Düsseldorf im Jahre 1898 sieben Jahre lang, nämlich bis zu Einsteins erster Veröffentlichung im Jahre 1905. (So nach Max Planck: „Where is Science going?“, S. 53. Mir ist hier in New York nur die englische Fassung zugänglich.)

Welches war die Einsteinsche Lösung? Und brachte er eine Lösung? Planck sagt: Einstein ließ die Äthertheorie bestehen, „aber nur um den Preis der Einführung von etwas, was auf den ersten Blick eine völlig fremdartige Annahme zu sein scheint, nämlich daß die Dimensionen der Zeit und des Raumes nicht unabhängig von einander gefaßt werden dürfen, sondern verbunden werden müssen, wenn es sich darum handelt, die Geschwindigkeit des Lichtes im leeren Raum zu messen.“ In vielen Darstellungen der Relativitätstheorie wird das so ausgedrückt: Einstein habe entdeckt, daß die Zeit eine vierte Dimension des Raumes sei.

Wie gesagt, ich verstehe die Einsteinsche Lösung nicht. Aber ich verstehe, und bin bereit, meinen Kopf dafür zum Pfande zu setzen, daß der Raum keine vierte Dimension hat und daß die Zeit keine Dimension des Raumes ist. Der Raum hat drei Dimensionen, hatte nie mehr als drei und wird immer nur drei haben, solange Menschen Menschen sind. Aber auch Hunde und Katzen und sogar die Fliegen, die im Zimmer umherschwirren, erleben vermutlich den Raum nicht anders als dreidimensional. Und von der Zeit darf man sagen, entweder daß sie keine oder daß sie nur eine Dimension hat, und jedenfalls ist sie etwas völlig und unverwechselbar anderes als der Raum.

Als ich zum ersten Mal — aus einer populären Darstellung — mich über die Relativitätstheorie zu unterrichten suchte, fragte ich mich an dieser Stelle: Hat Einstein für den Mißerfolg des Experimentes eine Erklärung gefunden, oder hat er das Ergebnis hingenommen und es nur einfach in einer mathematischen Formel ausgedrückt? (Ich sage „nur einfach“, aber offenbar gehörte Genialität zu dieser Formulierung.) Von Physikern, bei denen ich mich erkundigte, sind mir beide Antworten zuteil geworden: ja, er hat das Mißlingen erklärt; aber auch: ja, er hat es nur in eine Formel gebracht.

Russel, in Bezug auf das negative Ergebnis der Michelson-Morleyschen Experimente, drückt sich so aus (S. 39): „Es gibt nur einen Weg, diese Tat-

sachen zu erklären, und der besteht in der Annahme, daß die Bewegung Einfluß auf unsere Uhren hat.“ Nicht wenn wir uns in einem Auto oder Schnellzug bewegen, über die kleinen Strecken, die uns auf Erden zur Verfügung stehen; wohl aber wenn es sich um die ungeheuren Geschwindigkeiten und die unvorstellbaren Entfernungen handelt, mit denen die Gestirne durch den Weltraum fliegen. Dann müssen nicht nur die Strecken und Zeiten gemessen werden, sondern in Rechnung zu stellen ist auch die Uhr, nach der ein Beobachter die Zeit mißt. (Auch die Drehung der Erde und der Lauf der Erde um die Sonne kann als „Uhr“ dienen.) Eine mathematische Formel zu ersinnen, in der die jeweils benutzte Uhr einen Faktor darstellt: ich vermute, dies ist im Jahre 1905 die Leistung des jungen Einstein gewesen.

Die Lichtgeschwindigkeit beträgt, wie jedes Konversationslexikon aussagt, rund 300 000 km in der Sekunde. Daß sie gemessen werden konnte, schon vor langer Zeit, bildet gewiß einen Triumph des menschlichen Geistes. Einstein lehrt, es sei zugleich die höchste Geschwindigkeit, die in dieser Welt möglich ist, der sich ein fliegender Körper nur nähern, die er aber nie erreichen und schon gar nicht übertreffen kann. Wie das herausgerechnet wird, mögen die mathematischen Physiker unter sich ausmachen. Wenn es zutrifft — woran ich mir nicht erlaube zu zweifeln — so haben wir da eine naturwissenschaftliche Feststellung vom Range der Geschwindigkeitsmessung selbst. Man konnte das nicht vorherwissen, man mußte es durch Beobachtung und Rechnung finden, und unser Verstand hat keinen Grund, sich gegen dieses Ergebnis zu sträuben.

Dagegen werden wir in Verwirrung gesetzt, wenn der Beobachter selber sich bewegt, zum Beispiel mit der Erde um die Sonne. Denn fliegt er in derselben Richtung wie das Licht, so müßte die Geschwindigkeit des Lichtes im Verhältnis zu ihm abnehmen; bewegt er sich entgegengesetzt, so müßte sie zunehmen. Die Relativitätstheorie aber lehrt, daß sich die Lichtgeschwindigkeit im Verhältnis zu ihm gar nicht ändert. Das widerspricht dem menschlichen Verstand, und ich habe nur die Wahl, entweder an der Lehre oder an meiner geistigen Gesundheit irre zu werden. Es kann nicht so sein, es kann nur so scheinen, und die Ursache für diesen Schein muß mit Bertrand Russell in dem Verhalten der Uhr gesucht werden. Folglich ist die Konstanz der Lichtgeschwindigkeit keine naturwissenschaftliche Entdeckung, sondern eine Erkenntnis über unsere Fähigkeit zu messen und über die Bedingungen des Messens. Es ist ein „Postulat“, wie Heisenberg (S. 54) es ausdrücklich nennt, und wie es aus Russells Worten hervorgeht, wenn er sagt (S. 84), die Lichtgeschwindigkeit „soll“ dieselbe sein für alle Beobachter, unabhängig von ihrer Bewegung.

In Bezug auf den Raum hat die neue Physik gefunden, daß die Euklidische Geometrie nicht überall in der Welt „gilt“. Euklidische Geometrie ist, was wir in der Schule gelernt haben, von Quarta an, wenn ich mich recht erinnere. Diejenigen unter uns, die einen Sinn für Geometrie hatten, fühlten sich durch die Beweise überzeugt, zum Beispiel für die Richtigkeit der Behauptung, daß die Summe der Winkel im Dreieck, in jedem beliebigen Dreieck, 180 Grad betrage. Sie waren sogar freudig überrascht von der Bündigkeit und Schlagkraft dieser Beweise. Es ist das Verdienst Immanuel Kants —

wovon wir Quartaner noch nichts ahnten — erklärt zu haben, warum ein solcher Beweis möglich ist, mit Kreide an der Tafel, und warum er Allgemeingeltung hat, sodaß wir nicht gezwungen sind, erst alle vorhandenen oder möglichen Dreiecke nachzumessen.

Nach Einsteins Theorie, so werden wir belehrt (z. B. Heisenberg S. 8), behält die Euklidische Geometrie ihr Recht „nur in kleinen Raumgebieten, während im großen der Raum eine ganz andere Struktur besitzen kann, als es der unmittelbaren Anschauung entspricht.“ Daraus folgt zunächst „die Vermutung, daß das Universum von endlicher Ausdehnung sein könnte“ (Russel, S. 163). Der Raum ist „gekrümmt“, was Herbert Dingle: „Through Science to Philosophy“, Oxford 1937, einen „unglücklichen Ausdruck“ nennt; mit dem Zusatz: „aber es ist völlig wahr, daß unsere Vorstellung vom Raume sich geändert hat“ (S. 101). Die unendliche grade Linie ist dann keine grade Linie mehr, und ein Lichtstrahl wandert nicht mehr geradeaus ins Leere, sondern vollführt einen Kreislauf und kehrt schließlich in sich zurück. Sogar die Zeit hat man berechnet, die für diese Reise notwendig ist; sie beträgt rund tausend Millionen Jahre (Russel S. 169).

Nun, ich kann mir das nicht abwarten. Indem ich mir die Sache schon heute überlege, komme ich zu dem Schluß: Dies ändert an der Euklidischen Geometrie garnichts. Kein vernünftiger Mensch hat je behauptet, daß es grade Linien „gebe“, so wenig wie „Punkte“ und „Flächen“. Wir denken nur in diesen Vorstellungen, aber wir haben sie uns nicht ausgesucht, sondern sind gezwungen, so zu denken, es steht nicht in unserem Belieben, welche Eigenschaften wir den Linien und Flächen und ihren Verbindungen zugestehen wollen. Daß dieser Zwang herrscht, wissen wir aus der Erfahrung, auf dem Wege der Selbstbesinnung. Und wir wissen ferner aus Erfahrung, daß wir mit Hilfe jener geometrischen Vorstellungen zu Ergebnissen gelangen, die innerhalb der Erfahrung richtig sind. Was alles in der „Kritik der reinen Vernunft“ auseinandergesetzt wird.

Der „endliche gekrümmte Raum“ kann nichts anderes sein als eine Rechnungshypothese. Die Astrophysiker werden wissen, wozu sie gut ist. Und übrigens sind solche Hypothesen uns armen Laien keineswegs fremd. Wir haben in der Mathematikstunde gelernt, daß die Kreisfläche sich berechnen läßt, wenn man den Kreis auffaßt als ein Vieleck mit unendlich vielen Seiten. Der Kreis ist kein Unendlicheck; denn wenn man die Vorstellung ernst nimmt, so wird die Länge jeder Seite gleich Null. Aber dieser Trick macht den Kreis in der Tat berechenbar. Dasselbe mag mit der Endlichkeit des Raumes der Fall sein; nur muß man uns nicht einreden wollen, „daß unsere Vorstellung vom Raume sich geändert hat“. Für uns ist der Raum immer noch unendlich; und wenn wir an irgendeine Grenze kämen, so wäre dahinter wieder unendlicher Raum. Wie es kommt, daß wir diese Gewißheit in uns tragen, obwohl wir sie nicht nachprüfen können, das ist für den kein Rätsel, der seinen Kant mit Verständnis gelesen hat.

Nun aber die Kausalität. Noch das 19. Jahrhundert hielt an der Überzeugung fest, die Welt sei eine Kette von Ursache und Wirkung. Das Gesetz der Kausalität duldete keine Ausnahme. Die Zurückführung einer Wirkung auf ihre Ursache, das eben hieß Wissenschaft. Daher galt unangefochten die berühmte Formel des französischen Astronomen und Mathematikers

Laplace (1749-1827), wonach ein Geist, der alle Daten des Augenblicks wüßte, daraus die Vergangenheit sowohl wie die Zukunft ableiten könnte. Gegen die Laplacesche Formel wird neuerdings eingewandt, daß wir uns einen solchen Geist nicht vorzustellen vermögen. Von vornherein hätte die Berechenbarkeit des Weltgeschehens abgelehnt werden können durch die Überlegung, daß es einen unberechenbaren Faktor gibt, nämlich den menschlichen Willen. Aber die neue Physik hat einen triftigeren Grund gefunden, Laplace zu bekämpfen, das ist das sogenannte Unbestimmbarkeitsprinzip, das von Heisenberg in das physikalische Denken eingeführt worden ist. Er hat entdeckt, daß bei Beobachtung der Atome, wenn man ihre Geschwindigkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt feststellt, man nicht zugleich die Stellung angeben kann, und wenn man die Stellung fixiert, nichts genaues über die Geschwindigkeit zu sagen vermag: oder wie Sir Arthur Eddington, Universitätsprofessor in Cambridge, in seinem Buche „The Philosophy of Physical Science“, 1939, es ausdrückt S. 35): „daß eine Verbindung von genauer Stellung mit genauer Geschwindigkeit unbeobachtbar ist“. Der unbestimmte Faktor kann nur mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit angegeben werden. Der Grund dafür, soweit ich verstehe, liegt darin, daß der Beobachter durch den Akt des Beobachtens auf diese allerkleinsten Objekte eine Wirkung ausübt und sie damit verändert. Das Licht, mit dem man beobachtet, zum Beispiel versetzt dem beobachteten Gegenstand einen leichten Stoß. (John Dewey: „The Quest for Certainty“, New York 1927, S. 203).

Dieses Heisenbergsche Prinzip nun hat die Physiker oder einige von ihnen zu einem Sturm gegen das Kausalitätsgesetz hingerissen. So heißt es bei Erwin Schrödinger, Professor für Physik in Dublin, Nobelpreisträger, in „Science and Humanism“, Cambridge 1951, S. 61 f.: „Angenommen, daß die physikalischen Ereignisse in Raum und Zeit nicht streng bestimmt sind, sondern bloßem Zufall unterworfen, wie die meisten Physiker unserer Zeit glauben . . .“ Sie ersetzen die Berechenbarkeit durch Wahrscheinlichkeit und die Kausalität durch Statistik. So L. Susan Stebbing, Professor der Philosophie an der Universität von London, in „Philosophy and the Physicists“, 1937, S. 193: Nach früherer Anschauung „galten statistische Gesetze im Prinzip, wenn auch nicht in Praxis, für zurückführbar auf Kausalgesetze. Jetzt ist ihre Stellung umgekehrt . . . nach der neuen Anschauung sind die Grundgesetze statistisch, also unkausal . . .“

Was heißt Wahrscheinlichkeit, was heißt Statistik? Wenn ich beim Roulette mit 36 Nummern auf Nummer 17 setze, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß beim nächsten Wurf die Kugel auf Nr. 17 landet, wie 1 zu 36. Sie kann dennoch gleich auf Nr. 17 liegen bleiben, aber sie muß nicht. Wir sagen, es ist Zufall. Weil das Kausalgesetz nicht gilt? Wüßten wir alle Umstände, so könnten wir vor jedem Wurf voraussagen, wohin die Kugel rollen wird. Unzählige Faktoren haben Einfluß: Temperatur, Luftzug, Belastung des Fußbodens, auf dem der Tisch steht, Belastung des Tisches durch sich aufstützende Spieler, und vor allem der Wurf des Croupiers, der von seiner Größe, seiner Geschicklichkeit, seiner Frische und seinem psychischen Zustand abhängt. Alle diese Umstände zusammen bestimmen den Lauf der Kugel in jedem Fall eindeutig, unter der Herrschaft des Kausalgesetzes. Man könnte eine Statistik aufstellen — und vielleicht tut es die Leitung des Spielkasinos —

wie oft eine bestimmte Nummer kommt in 100, in 1000, in 100000 Fällen, am Montag, am Dienstag, im Januar, im Februar usw. Vielleicht würde man zu einer Art gesetzlicher Regelmäßigkeit gelangen. Die Wahrscheinlichkeit für jeden einzelnen Wurf bleibt dabei immer 1 : 36, und die Unbestimmbarkeit liegt nicht daran, daß die Kausalität Ausnahmen erleidet, sondern an der Begrenztheit unseres Beobachtungsvermögens. In der Biologie ist die statistische Methode seit langem in Gebrauch, zum Beispiel für das Erscheinen der Varietäten bei den berühmten Mendelschen Blumenexperimenten zur Ermittlung der Erbllichkeit. Welche Varietät jeweils erscheint, ist „Zufall“, aber bei einer genügenden Anzahl von Beobachtungen läßt sich die Wahrscheinlichkeit für jede Varietät in einem Bruch ausdrücken. Darauf hat Einstein selbst gelegentlich hingewiesen (Planck S. 209). Physiker aber — nicht Planck und nicht Einstein — sprechen auf Grund der Heisenbergschen Unbestimmbarkeit vom freien Willen in der Natur. Einstein bemerkt dazu: „Der Gedanke ist natürlich widersinnig“ (in der mir vorliegenden englischen Fassung: „The idea is of course preposterous“. Planck S. 210.) Die weiterreichende Idee, daß durch diese physikalischen Begriffe der uralte Streit um die Willensfreiheit entschieden worden sei und zwar zu Gunsten der Willensfreiheit, muß wohl in der wissenschaftlichen Welt weit verbreitet sein; denn der Philosoph Ernst Cassirer hat sich veranlaßt gesehen, ein umfangreiches und aufreizend gelehrtes Buch dagegen zu schreiben, betitelt: „Determinismus und Indeterminismus in der modernen Physik“, Göteborg, 1936.

Die Naturwissenschaften des Abendlandes, besonders Physik und Chemie, beruhen zu einem wesentlichen Teil auf Experimenten. Der Einführung des Experiments als Forschungsmittel ist der ungeheure Fortschritt sowohl an Kenntnissen wie an Beherrschung der Naturkräfte zu danken, der sich in den letzten drei Jahrhunderten vollzogen hat und dessen schwindelerregender Flug ja vorläufig immer weiter in die Höhe zu führen scheint. Mit den praktischen Erfolgen verbindet sich eine immer weiter entwickelte Theorie der exakten Forschung, mit dem Ziele, die Zuverlässigkeit der so gewonnenen Ergebnisse abzuschätzen und die Grenzen und Beschränkungen der Methode festzulegen. Es konnte nicht fehlen, daß die Naturwissenschaft dabei in die Erkenntnistheorie geriet, welche bekanntlich einen Hauptzweig der Philosophie bildet oder gebildet hat. Wenn früher die meisten Naturforscher sich von philosophischen Fragen fernhalten konnten, so haben neuerdings die Theorien Plancks und Einsteins sie gezwungen, ihre physikalisch-mathematischen Probleme auch als Erkenntnisprobleme zu sehen. Das heißt, sie fühlen sich aufgerufen, selber zu philosophieren. Die Frage ist, ob sie dieser Aufgabe gewachsen sind. Man darf von vornherein daran zweifeln, wenn man etwa bei Eddington liest (S. 155): „Ich beabsichtige nicht, allgemeine Behauptungen aufzustellen auf Grund einer sehr beschränkten philosophischen Lektüre“ und wenn Dingle, obwohl schließlich Professor für Geschichte und Philosophie der Naturwissenschaften in London, bekennt (S. 16 f.), seine philosophische Vorbereitung habe bestanden in Carlyle, Schweglers (!) Geschichte der Philosophie und persönlichem Umgang mit Professor Whitehead, Mathematiker in Oxford, von dem über eigentliche Philosophie vielleicht auch nicht sehr viel zu lernen gewesen sein wird. Die Bemühung, die

Fragen der Naturwissenschaft auf philosophischem Wege zu lösen, nennt man bekanntlich Naturphilosophie, wie etwa Schelling sie getrieben hat. Die Umkehrung davon, nämlich die Fragen der Philosophie durch die Mittel der Naturwissenschaft lösen wollen, ist eine Verirrung. Aber grade ihr scheinen einige der führenden Physiker verfallen zu sein. Sie dürfen sich dabei auf die Lehren John Deweys berufen.

Dieser Mann galt bei seinen Lebzeiten und gilt noch heute als ein vorbildlich amerikanischer Philosoph, der in seinen Schriften den Geist und das Streben seines Volkes zum Ausdruck gebracht und damit einen weitreichenden Einfluß geübt hat, zum Beispiel auf die Pädagogik. Er glaubt, „die Hauptaufgabe, zu einer wirklichen Gewißheit in Bezug auf die Werte zu gelangen, liegt in der Vervollkommnung von Methoden des Handelns“ (S. 36). Daher verlangt er „die Übertragung des Experiments von dem technischen Gebiet physikalischer Erfahrung auf das weitere Gebiet des menschlichen Lebens“ (S. 273). Er nennt diese Einstellung „pragmatischen Instrumentalismus“, dessen „Wesen“ darin besteht, „daß man sowohl das Wissen wie die Praxis auffaßt als Mittel, um die Güter . . . in der erlebten Wirklichkeit sicher zu stellen“ (S. 37). Von hier ist es nicht mehr weit zu der Behauptung, daß es die Physik sei — und nicht die Philosophie — von der aus man „zu einer künftigen möglichen Erfahrung gelangen könnte, darin die Erfahrung selbst die Werte, den Sinn und die Maßstäbe liefern würde, die jetzt in einer transzendenten Welt gesucht werden“ (S. 78). Das heißt denn doch geradezu, Dewey will die Philosophie durch Physik ersetzen.

Nun wird ja wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß wir auf eigene Faust ein bißchen philosophieren oder unser philosophisches Wissen auffrischen, um den Anspruch der modernen Physik nachprüfen zu können.

Dualistisch, zwiegespalten ist unsere Erfahrung, die Erfahrung jedes Menschen, der sich selber beobachten kann. Sie liefert uns eine Außenwelt, die uns durch unsere Sinne vermittelt wird. Nicht reflektierende Menschen, Kinder, gewiß auch Tiere nehmen diese Welt unbefangen hin, und es fällt ihnen nicht ein, ihre „Wirklichkeit“ in Zweifel zu ziehen. Ferner erleben wir eine innere Welt, die uns nicht durch die Sinne vermittelt wird, sondern uns unmittelbar gegeben ist. Sie offenbart sich in Gefühlen wie Hunger, Geschlechtstrieb, Furcht, ferner im Willen, in Vorstellungen, in Gedanken und endlich bei denen, die solcher Selbstbesinnung fähig sind, in einem Gewahrwerden dieser inneren Vorgänge; was alles in dem Worte Bewußtsein zusammengefaßt zu werden pflegt. Wie es kommt, das ein Gegenstand außer uns in unser Bewußtsein gelangt, sodaß wir ihn „sehen“ und von ihm wissen, und wie es kommt, daß wir unseren körperlichen Arm heben können, indem wir das „wollen“: das gehört zu den großen Rätseln, an denen letztlich alle Philosophie sich entzündet hat.

Durch die Doppelheit unserer Erfahrung und die Unmöglichkeit oder wenigstens Schwierigkeit, die beiden Seiten auf einander zurückzuführen, wird das Nachdenken der Menschen — nämlich solcher Menschen, denen es ein unwiderstehliches Bedürfnis ist nachzudenken — auf die Frage gelenkt, wieviel Wirklichkeit wir mit unseren Sinnen wahrnehmen und was das ist, was wir wahrnehmen; und ferner, wieviel Wahrheit wir mit unserem

Denken finden und was das ist, was wir finden. Die erkenntnistheoretische Diskussion darüber führte im 18. Jahrhundert zu der Behauptung des Engländers David Hume, daß die Verbindung von Ursache und Wirkung nur auf unserer Erfahrung und auf der Gewöhnung an solche Erfahrung beruhe; daß wir also nicht eigentlich zu wissen vermögen, ein Früheres sei die Ursache eines Späteren und das Spätere die Folge des Früheren. Damit war man gegen eine Schranke gerannt, vor der die philosophische Fachwelt so ratlos stand wie in unserem Jahrhundert die Physiker vor der Ergebnislosigkeit des Michelson-Morleyschen Experimentes. Damals wurde die Lösung oder Erlösung von dem Königsberger Philosophen Immanuel Kant gefunden.

Er lehrte: Die Verbindung von Ursache und Wirkung wird nicht aus der Erfahrung abgeleitet, sondern umgekehrt, Kausalität bildet die Bedingung für die Möglichkeit von Erfahrung. Sie ist eine unserem Geiste mitgegebene Denkform — eine unter anderen —, und Erfahrung entsteht dadurch, daß wir unsere Wahrnehmungen in diese Formen einordnen. In gleicher Weise sind Raum und Zeit „Anschauungsformen“, in die wir unsere Eindrücke unwillkürlicher und unvermeidlicher Weise bringen, wodurch sich dann die überwältigende, zusammenhanglose Fülle zu dem gruppiert, was wir Erfahrung nennen. Daß es sich so verhält, wird bewiesen dadurch, daß wir die Zeit nicht anders erleben als aus einer vergangenen Unendlichkeit herkommend und in eine künftige Unendlichkeit führend; und daß wir in unserer Vorstellung dem Raum keine Grenze zu setzen vermögen; daß wir ferner keine Veränderung denken können ohne Ursache; was alles ja doch über mögliche Erfahrung oder Kunde hinausgeht.

Aus dieser Konstitution unseres Geistes schließt Kant, daß Erkenntnis uns nur innerhalb der Erfahrung zugänglich ist, daß wir aber nicht die Fähigkeit haben, irgendetwas zu wissen über das, was hinter oder jenseits der Erfahrung liegt. Wir können nicht wissen, was die Dinge oder die Welt „in Wirklichkeit“ sind, abgesehen von der Form, in der sie uns erscheinen. Dieses Unbekannte heißt in der Kritik der reinen Vernunft das „Ding an sich“; womit darüber nichts ausgesagt wird; es ist nicht mehr als ein „Grenzbegriff“. Jedoch die gesamte Metaphysik verwandelt sich damit in verbotenes Gelände.

Ich selber halte diese Kantischen Ergebnisse für entscheidende und abschließende Entdeckungen. Aber sie haben nicht bewirkt, daß nun kein Mensch mehr über metaphysische Fragen sich den Kopf zerbricht. Sie fahren vielmehr fort, den menschlichen Geist anzuziehen, sie schreien sozusagen nach Beantwortung; denn es sind grade diejenigen Geheimnisse, die uns am tiefsten beunruhigen und deren Entschleierung uns wichtiger sein würde als die Lösung irgendeines anderen Rätsels. Menschen, denen der Drang zu philosophieren angeboren ist, werden nicht darauf verzichten und haben seit Kant nicht darauf verzichtet, auf diese letzten Fragen dennoch zu antworten. Grade daß sie eine Antwort wissen, daß sie eine Antwort sind, macht sie zu Philosophen; wie ja auch Kant selber der Versuchung nicht widerstanden hat, Unsterblichkeit der Seele, sittliche Freiheit und Existenz Gottes auf dem Wege über seine Ethik wieder einzuführen.

So viel zur Orientierung.

Der modernen Physik ist — endlich — aufgegangen, daß auch die Naturwissenschaft im Bewußtsein vor sich geht. So der Mathematiker Hermann Weil, Professor in Princeton, in „Raum, Zeit, Materie“, (Berlin 1919, S. 3): „Das schlechthin Gegebene sind die Bewußtseinserlebnisse, die ich habe — so wie ich sie habe.“ Sehr schön. Aber was folgt daraus? Und was folgern die Physiker? Eddington, der sich in beinahe rührender Weise bemüht, die Errungenschaften der heutigen Physik erkenntnistheoretisch zu bewältigen, erweist sich bei aller Klarheit des Denkens und Formulierens dennoch als philosophisch blind. Er kann gradezu als Beispiel dafür gelten, wie ein Physiker philosophiert.

Er fragt, sehr einsichtig: „Was ist das, was wir tatsächlich beobachten?“ (S. 31) und antwortet: wir beobachten „Struktur“, und zwar die Art Struktur, von der die mathematische Theorie der „Gruppen“ handelt. Ich habe natürlich keine Ahnung, was das ist. Aber nun fährt Eddington fort: „Die Anerkennung, daß physikalisches Wissen strukturelles Wissen ist, beseitigt den ganzen Dualismus von Bewußtsein und Materie.“ (S. 150). Das ist sowohl philosophischer wie empirischer Unsinn. Die zwiefache Erfahrung bleibt bestehen. Und eine metaphysische Erklärung der Doppelheit oder eine Entscheidung darüber, welches denn nun die „wirkliche“ Welt ist, wird nicht dadurch erreicht, daß in der Physik alle Aussagen vermieden werden zu Gunsten von nackten Formeln. Und wenn er in anderem Zusammenhange spricht von der „Struktur, die wir als physikalisches Universum kennen“ (S. 148): wir kennen das Universum nicht als Struktur oder nicht bloß als Struktur; wir kennen es als überwältigendes Schauspiel der Formen, Farben, Bewegungen, Gerüche, Geschmäcke, Gefühle, Gedanken und noch vieler anderer Eigenschaften und Vorgänge. Daß die Welt Struktur sei, ist kein Ergebnis physikalischer Forschung; es ist eine Abstraktion. Worin der Vorteil seiner Anwendung liegt, werden die Physiker wissen; über das Wesen der Welt erfahren wir dadurch garnichts.

Arthur Schopenhauer beginnt sein Hauptwerk mit dem Satze: „Die Welt ist meine Vorstellung.“ Daher lautet die eigentlich philosophische Frage — eine Frage der Metaphysik —: Was ist die Welt, abgesehen davon, daß sie meine Vorstellung ist? Ist sie wirklich? Ist sie das Zeichen von etwas Wirklichem? Sein Abbild? Der Weg zum Wirklichen? Und ist meine Vorstellung wirklich? Descartes bekanntlich hat sich überlegt: Ich mag an allem zweifeln; aber daran, daß ich zweifle, kann ich nicht zweifeln. Cogito, ergo sum. Weiter zu gehen, hat Kant verboten. Sonach müssen, oder müßten, wir uns bescheiden, die Welt, die äußere und die innere, hinzunehmen, wie wir sie empfangen, und über das, was dahinter liegt, allenfalls zu spekulieren oder zu phantasieren, aber nicht den Versuch wagen, forschend und erkennend einzudringen. Wie gesagt, nicht einmal die Philosophen von Fach bringen so viel Entsagung auf. (Universitätsprofessoren, die sich nur aneignen und lehren, was — vom alten Thales bis zu Heidegger und Jaspers — andere gedacht haben, sind keine Philosophen, sondern Sophologen, abgekürzt für Philosophologen, das heißt Kenner der Philosophie.) Aber wenn einer schon philosophiert, so muß er die Lehren Kants wenigstens so weit beherzigen, daß er nicht die beiden Bemühungen, die des exakten Forschens und die des philosophischen Denkens, mit einander verwechselt. Er darf vor allem

nicht zwischen Erfahrung und Metaphysik hin und her schwanken. Er darf nicht, wenn er von Frankfurt nach München reisen will, den Stationsvorsteher zur Rede stellen mit dem Vorhalt, Raum und Zeit seien bloße Anschauungsformen, und er verlange daher von der Bahnverwaltung eine amtliche Auskunft darüber, was sich denn nun eigentlich und wirklich abspielen werde. Er darf nicht, und er wird nicht; denn er durchschaut klar, daß dies Narrheit wäre.

Aber von dieser Narrheit halten sich die philosophierenden Physiker nicht fern, auch die Besonnenen nicht. Eddington stellt fest: Daß die physikalische Welt außer uns existiert, „wissen wir daher, daß sie in Strukturen besteht, die sich in verschiedenen Bewußtseinen finden“ (S. 198). Wo kommen plötzlich die verschiedenen Bewußtseine her? Er hält es für ein „Postulat“, daß gehörte und gelesene Worte auf Sinneseindrücke deuten, die außerhalb unseres Bewußtseins vor sich gehen. „Der Solipsismus will das bestreiten; aber indem die Physik sich dieses Postulat zu eigen macht, erklärt sie sich für antisolipsistisch“ (S. 198 f). Das ist durchaus die metaphysische Unterhaltung mit dem Stationsvorsteher. Empirisch deuten Worte auf etwas außer uns; empirisch schließen wir von ihnen auf andere Bewußtseine, die unserem eigenen Bewußtsein ähnlich sind; empirisch setzen wir voraus, daß die Welt anderen ebenso oder annähernd ebenso oder meinethalben „strukturell“ ebenso erscheine wie uns. Metaphysisch ist damit nichts entschieden oder beantwortet, vielmehr bilden das Verhältnis von Bewußtsein zu Außenwelt und unseres Bewußtseins zu anderen Bewußtseinen eben die Rätsel, die durch die Metaphysik gelöst werden müßten, wenn sie lösbar wären. Die Anschauungsformen von Raum und Zeit „sind es, die durch die Entdeckung der Nicht-Euklidischen Geometrie auf der einen Seite, durch die Ergebnisse der speziellen und allgemeinen Relativitätstheorie auf der anderen Seite, ihre universelle Bedeutung verloren haben“, steht bei dem Berufsphilosophen Ernst Cassirer (S. 207), der allerdings Wert darauf legt, sich als zum internen Zirkel der modernen Physiker gehörig zu empfehlen. Und bei Werner Heisenberg: Die moderne Physik hat „die Grenzen, die der Idee des ‚a priori‘ in den modernen Naturwissenschaften gesteckt sind, genauer bezeichnet, als dies zu Kants Zeiten möglich war“ (S. 19). Die Rolle des a priori auch für die Naturwissenschaften wird bei Kant abgehandelt. Die Frage, die er sich stellt, lautet: Wie ist es möglich, daß naturwissenschaftliche Erkenntnisse a priori gefunden werden? Kein Fortschritt der Physik hat zur Beantwortung dieser Frage das Geringste beigetragen, und was nach den geistigen Fähigkeiten des Menschen darüber sich erkennen läßt, war schon zu Kants Zeiten erkennbar. Dingle nimmt sich vor, „die Möglichkeit zu erörtern, daß Naturwissenschaft, unterstützt durch die Psychologie, sich zu einer vollständigen Philosophie entwickeln könnte“ (S. 23). Was also versteht er unter Psychologie, und was unter Philosophie? Dewey gar denkt sich eine „Philosophie des experimentellen Idealismus“ aus (S. 168). Und er meint allen Ernstes: „wenn bewiesen werden kann, daß offen ausgeführte Operationen der Wechselwirkung die Vorbedingung bilden für diejenige Erkenntnis, die man wissenschaftlich nennt, so zerfällt die wichtigste Festung der klassischen philosophischen Überlieferung zu Staub“ (S. 79). In der Tat, wer da glaubt, daß die Aufgaben der Philosophie durch Beobachtung und Experiment gelöst werden

können, dem bieten die Welträtsel keine Schwierigkeiten mehr, wie schon der gute alte Ernst Häckel uns vorgemacht hat. Und so wird auch Dewey mit dem Problem der Realität im Handumdrehen fertig. „Alle Gegenstände der Erfahrung sind in gleicher Weise wirklich“, lesen wir auf Seite 216, und auf Seite 295: „Die Welt, wie wir sie erfahren, ist eine wirkliche Welt.“ Man soll die Kinder nicht aus ihren Märchenträumen reißen.

Was heißt philosophieren? Nach meiner eigenen Definition bezeichnet Philosophie eine Methode; einen Stoffkreis nur, soweit Forschungsgebiete dieser Methode und keiner anderen erreichbar sind. Die Methode besteht in der Suche nach Wahrheit vermittelt des bloßen Nachdenkens. Dem Menschen mitgegeben ist ein naives Vertrauen in die Wirksamkeit dieser Methode. Es ist ihm natürlich, sie anzuwenden, so wie er gesunder Maßen sich seiner Sinne und seiner Gliedmaßen bedient, ohne Zögern und ohne Hintergedanken. Dieses Vertrauen läßt sich durch die Ergebnisse der Erkenntnistheorie nicht einfach auslöschen und ist auch durch Kant nicht abgeschafft worden. Immerhin, Erkenntnistheorie hat die Eingeweihten mißtrauisch gemacht. Sie wissen jetzt, daß die Methode über eine gewisse Grenze nicht hinausführt und daß sie nicht leistet, was ihr früher zugetraut worden ist und was sie fortfahren, von ihr zu fordern.

Neben ihr gibt es die Methode des exakten Forschens, mit ihren in den letzten Jahren so unendlich verfeinerten Mitteln des Sammelns, Beobachtens und Experimentierens. Wo man forschen kann, braucht man nicht zu philosophieren. Daher zeigt die Geistesgeschichte einen fortlaufenden Prozeß des Ausscheidens, indem Gebiete für die Forschung erobert werden und damit der Philosophie verloren gehen. Ein solches Gebiet ist zum Beispiel die Kosmologie und Kosmogonie. Entstehung und Gestalt der Welt pflegte zum Lehrgebäude der altgriechischen Philosophen zu gehören. Später hat für das Abendland die biblische Schöpfungsgeschichte die wissenschaftliche Behandlung des Gebietes verdrängt oder erschwert. Heute und schon längst sind Form und Entwicklung des Universums der exakten Forschung zugänglich, erst durch Erfindung und beständige Vervollkommnung des Fernrohrs, dann durch Anwendung der Spektralanalyse, und dann noch einmal mit einem gewaltigen Sprunge durch Ausnutzung der Radioaktivität. Die Schwärze des Himmels hinter den blinkenden Sternen ist in weitem Maße entschleiert, und die Geschichte einer Sonne vom Urnebel angefangen bis zu ihrem Erlöschen läßt sich mit annähernder Genauigkeit schreiben. Woher dieses ganze Zaubertheater kommt, wohin es führt und was es bedeutet, darüber sind exakte Forschungen nicht möglich, und dies ist der Punkt, an dem die Philosophie wieder in ihre Rechte tritt; vorausgesetzt, daß einer auf solche Fragen durchaus eine Antwort zu haben wünscht. Aber eben wegen dieser Unersättlichkeit und Ungeduld des Fragens nennt man ihn einen Philosophen.

Man muß nicht philosophieren, man mag sich bescheiden mit dem langsamen, vorsichtigen, nüchtern abwägenden, sicheren Schritte der Wissenschaft. Aber man darf Wissenschaft nicht für Philosophie halten. Es kann keine Entdeckung geben des Inhaltes, daß eine Veränderung keine Ursache hat. So wie unser menschlicher Geist gebaut ist, hat jede Veränderung ihre eindeutige und zureichende Ursache. Wir vermögen nicht anders zu denken.

Alle Ursachen, die von der Wissenschaft gefunden werden, sind physischer Art. Eine nichtphysische Ursache erleben wir im menschlichen Willen. Die Forschung ist gerade dabei, den Mechanismus der Willensbildung herauszubekommen. Soweit ihr das gelingt, scheidet auch die Psychologie aus der Philosophie aus und wird zur exakten Wissenschaft. Vorläufig ist es ihr noch nicht sehr weit gelungen, trotz eines anspruchsvollen und selbstbewußten psychologischen und psychoanalytischen Praktikantentums. Ganz kann es ihr niemals gelingen; denn sie stößt hier auf die Frage des Bewußtseins und des Verhältnisses von Bewußtsein zur Außenwelt, und damit gerät sie in die Metaphysik.

Sämtliche Errungenschaften der Physik, sämtliche Entdeckungen, sämtliche Beobachtungen, Messungen und Experimente spielen sich in der Welt der Erfahrung ab, die allein uns zugänglich ist. Denn unsere Werkzeuge und Instrumente, mit Einschluß unserer Sinne und unseres Denkapparates, gehören der Erfahrungswelt an. Daß es „unobservables“ gibt, Erscheinungen, die grundsätzlich nicht beobachtet werden können, eben innerhalb der Erfahrung, gehört ohne Zweifel zu den überraschenden Ergebnissen der neuen Physik; aber auch aus ihnen dürfen keine Schlüsse gezogen werden auf das, was „wirklich“ ist, hinter den Erscheinungen. Alle unerwarteten und enttäuschenden Ergebnisse der Atomforschung und der Quantentheorie, ebenso wie die daraus folgende Flucht in die Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung, haben Geltung nur in Bezug auf unsere Fähigkeit zu beobachten und zu messen. Und wenn heute die Materie sich so weit entstofflicht hat, daß ihre kleinsten Partikel nur noch aus elektrischen Ladungen bestehen, positiv oder negativ, und alle anderen Eigenschaften verloren hat, sogar die der Raumerfüllung (Heisenberg S. 42), so ist hier nichts „entdeckt“ worden, sondern die moderne Physik bedient sich einer gedanklichen Konstruktion, zu ihrer eigenen Bequemlichkeit. Bei Cassirer steht, die neue Mechanik „wird zu der eigenartigen Vorstellung geführt, daß jeder einzelne materielle Punkt eines Systems sich zu jeder Zeit in gewissem Sinne an sämtlichen Stellen des Raumes ‚zugleich‘ befindet.“ (S. 215.) Cassirer geht da einfach mit, wenn er auch durch ein schüchternes „in gewissem Sinne“ seine Seele zu retten sucht. Aber wir dürfen ja wohl dieses Wunder dahin verstehen, daß wir es hier abermals nicht mit einer Entdeckung zu tun haben, sondern mit einer Forschungshypothese, diesmal zum Gebrauch der neuen Mechanik. Was die Materie „wirklich“ ist, „an sich“, das zu erforschen, geht über die Zuständigkeit der Physik; und der Metaphysiker, der danach fragt, macht, Kantisch zu reden, von Begriffen einen „transzendenten Gebrauch“.

Raum, Zeit, Kausalität; Bewußtsein und Außenwelt, Anfang und Ende, Wirklichkeit und Schein; dazu die Sphäre der moralischen Werte, und das heißt der Werte überhaupt: in einer fortlaufenden Überlieferung von zweieinhalbtausend Jahren müht sich die Philosophie um die Lösung dieser Rätsel. Sie sind bisher nicht gelöst worden, zugegeben, und sie werden vielleicht nie gelöst werden, wenn Kant recht hat. Allein solange wir uns um eine Lösung wenigstens bemühen, so haben wir dafür zu unserer Verfügung die Gottesgabe des selbständigen unvoreingenommenen wagemutigen reinen Denkens. Es leistet so viel, wie es zu leisten vermag. Aber es ist noch kein Apparat erfunden und kein Verfahren entdeckt worden, durch die es uns ermöglicht würde, in die Metaphysik hineinzuzperimentieren.

XENIEN

ÜBER DIE KÜNSTE

1

Man schrie beim Toto durchs Gewimmel:
„Sieh da, der drahtige N. N. !
Er ging durchs Ziel auf Rilkes Schimmel;
Jetzt sattelt er den Rappen Benn.“

2

Die Bohnenform ist reiner Geist;
Wer Linsenformen höher preist,
Vergißt, daß Linsen-Elemente,
Sobald mikrobisch untermengt,
Kein Mensch mehr unterscheiden könnte
Von dem, was einer dabei denkt.

3

Was schadet es den Musiken,
Wenn sie gelegentlich quieken!
Doch wenn sie nur noch Gequiek sind,
So fragt sich's, ob sie Musik sind.

WIR ALTEN

Wir haben es weit gebracht,
(an Jahren, mein' ich)
Wir tragen die Ehrentracht,
(leicht fadenscheinig).

Die Frauen umschmeicheln uns sehr,
(es fragt sich, ob ehrlich)
Sie lieben uns eher noch mehr,
(weil minder gefährlich).

Wir streben noch weiter, schaut an,
(was soll das bloß, denk ich)
Die Leiter zum Ruhme hinan,
(nicht eben gelenkig).

Zur obersten Sprosse empor,
(wie's Hühner sich träumen)
Da öffnen die Musen das Tor,
(zu den Abstellräumen).

RICHARD WAGNER-VIERTEL

Siegfried Schmitt, der Kurvenschneider,
Raste aus der Gunther-Straße
In den Brunhild-Gürtel — leider
Rutsch! Er landete im Grase.

Linkerhand im Hagen-Weg
Drehte wer den Kragen schräg,
Während rechts im Volker-Gang
Eine Kuh im Radio sang.

Siegfried Schmitt bog rasch sein schiefes
Lenkrad grade, strich die Mähnen
Und gestand sich: Gut, daß dieses
Kriemhild Schulze nicht gesehn!

DIE NEUEN SIRENEN

Am Ammersee leben Sirenen.
Sie gehen im Menschengeschwarm
Und tragen ihren bequemen
Radio-Empfänger im Arm.

Sind sehr gering bekleidet,
Fast zu verwechseln mit Frauen:
Wer sich am Anblick weidet,
Sieht nirgends Vogelklaub'n.

Doch unter ihren Brüsten
Schmilzt eine Melodie,
Als nahte von fernen Küsten
So was wie Dämonie.

Mit ihren Kurzwellen-Gaben
Bezaubern sie manchen Mann.
Ich weiß nicht, mich alten Knaben
Zieh'n sie nicht an.

DAS LIED VON DEN STRASSENKÄFERN

Im Krieg waren's Flügelminen,
Die jeden bedrohten mit Tod.
Man sah sie steigen und schwirren
Und also, sapperlot —
Man sprang, ihnen auszuweichen,
Doch mancher vollbrachte es nicht,
Für manchen war es zu spät.

Heut sind es die Straßenkäfer,
Die jeden bedrohen mit Tod.
Man muß ja die Straße queren
Und also, sapperlot —
Man springt, ihnen auszuweichen,
Doch mancher vollbringt es nicht,
Für manchen ist es zu spät.

Die Mine lenkte der Feind her,
Den Käfer steuert Robot.
Der Tod ist immer derselbe,
Ob Minen-, ob Käfertod —
Man springt, um ihm auszuweichen,
Doch mancher vollbringt es nicht,
Für manchen ist es zu spät.

Pierre Corneille

Gedanken zum 350. Geburtstag

Mit Recht nennt man Corneille den Schöpfer der französischen Tragödie. Als 1636 sein „Cid“ gespielt wurde, rief der große Erfolg sofort seine Gegner auf den Plan, die den Wert des Stückes schmälern wollten. Sogar der mächtige Kardinal Richelieu nahm gegen ihn Stellung. Noch heute spricht der Literaturhistoriker von dem „Streit um den Cid“. Das bleibende Urteil wurde aber vom Volke gesprochen, das eine Redewendung prägte „Das ist schön wie ‚Le Cid‘“. — 350 Jahre nach der Geburt des Dichters fragen wir, ob er uns noch heute etwas sagen kann. Dabei müssen wir berücksichtigen, daß Corneille für Franzosen schrieb, die den Wohlklang der Sprache lieben. Sie suchen den Sinn, der hinter dem gesprochenen Wort steckt. Mit dem Helden erleben sie das Ringen mit den Problemen, die ihm vom Schicksal aufgegeben sind. Es ist also nicht die lebhafteste Handlung, die den Zuschauer in ihren Bann zieht, sondern er wird von dem Seelenkampf des Helden ergriffen, der oft in langen Monologen aufgezeigt wird.

Man sieht Corneille zu einseitig, wenn man seine Werke in ein Schema hineinpresse will. Die Tragödie „Horace“ (1640) wird gern als die Apotheose der Vaterlandsliebe bezeichnet. Das ist aber nur möglich, wenn man der Meinung ist, daß der Mensch auch sein menschliches Gefühl dem Staate opfern muß. Ist es nicht merkwürdig, daß dem Helden vier sympathische Gegenspieler gegenüber treten? Mit der Dramatisierung der Episode von dem Zweikampf der Horatier und der Curatier, die von Titus Livius berichtet wird, hat Corneille ein Werk von bleibendem Wert geschaffen. Das Schicksal will es, daß die dauernden Streitigkeiten zwischen Rom und Alba durch einen Zweikampf der drei tapfersten Männer jeder Stadt beendet werden sollen. Rom stellt die drei Horatier und Alba die drei Curatier. Camille, die Schwester des Horace, liebt Curiace, dessen Schwester Sabine die Frau des Horace ist. In Horace sehen wir den Staatsfanatiker, der das willige Werkzeug seines Herrschers ist. Als er von seiner Wahl erfährt, ist er sehr stolz. Dagegen ist Curiace erschüttert, da er in Horace zuerst den Menschen, den Gatten seiner Schwester, sieht. Horace beendet die letzte Unterredung mit Curiace mit den Worten: „Alba hat sie genannt, ich kenne sie nicht mehr.“ Dabei beruft er sich auf seine römische Tugend. Die Antwort des Curiace zeigt eine ganz andere Haltung: „Ich kenne sie noch, und das ist es, was mich tötet.“ Er sagt, daß er gern auf jene Tugend verzichtet, wenn man, um sie zu besitzen, unmenschlich sein muß. Er weiß auch, daß ihre Ehre darin besteht, sich gegenseitig umzubringen. 1667 griff Boileau diesen Gedanken in seiner 8. Satire wieder auf: „Der Mensch allein, der Mensch allein, in seiner äußersten Wut, setzt seine brutale Ehre darein, sich selbst umzubringen.“ Noch deutlicher wurde Pascal in einer seiner „Pensées“: „Warum töten sie

mich? — Nun! Wohnen sie nicht auf der anderen Seite des Flusses? Mein Freund, wenn sie auf dieser Seite wohnten, wäre ich ein Mörder, und es wäre ungerecht, sie zu töten; da sie aber auf der anderen Seite wohnen, bin ich ein tapferer Mann, und es ist gerecht . . . Kann es etwas Seltsameres geben, als daß ein Mensch das Recht hat, mich zu töten, weil ich auf der anderen Seite des Flusses wohne, und weil sein Herrscher Streit mit dem meinigen hat, obwohl ich keinen mit ihm habe?“ Curiace wird ein Opfer seiner menschlichen Haltung. Seine Geliebte beschimpft in ihrer Trauer den Sieger und den Staat. Horace tötet sie rücksichtslos, da sie es wagt, das menschliche Gefühl über den Staat zu setzen. Vor seiner Gattin flieht er, als diese ihn auffordert, sie auch zu töten. Valère, ein römischer Ritter, erbittet vom König Gerechtigkeit. Er weist darauf hin, daß sich die Menschen beider Städte während des Friedens durch Heiraten nähergekommen sind. So ist es natürlich, daß sie auch jenseits der Grenze den Tod eines Menschen beklagen. Den König warnt er eindringlich vor einem Fanatiker, der nicht einmal vor der Ermordung seiner Schwester zurückschreckt. Seine Warnung wird nicht gehört, da ein absoluter Herrscher derartige Untertanen braucht. So betrachtet, sehen wir in der Tragödie einen Appell an die Menschlichkeit.

Corneille war um ein ideales Menschenbild bemüht. Dabei dachte er besonders an den zukünftigen König. „Horace“ enthielt die Warnung vor dem Fanatiker. In Cinna „zeigte er, daß der Herrscher über sich selbst hinaus wächst, wenn er Gnade walten läßt. ‚Cinna‘ ist ein politisches Stück. Ich habe es gewählt, da es die Kunst zu herrschen (und beherrscht zu werden) lehrt“, erklärte 1954, Jean Vilar einem Reporter. Vilar sieht in Corneille „den größten Dichter der Jugend.“ Die Tragödie „Polyeucte“ wird stets eine Mahnung zur Toleranz bleiben. Wenn der Herrscher diese Hinweise nicht befolgt, scheitert er wie Cléopâtre in dem Drama „Rodogune“ (1644). Jene syrische Königin — es ist nicht die berühmte Kleopatra — sieht ihre ganze Erfüllung im Herrschen. Ihren Zwillingsöhnen sagt sie, daß der Erstgeborene die Krone bekommen würde. Nur sie weiß, wer das ist. Dieses Geheimnis benutzt sie, um beiden Söhnen Hoffnungen zu machen und schließlich die Bedingung aufzustellen, ihre Rivalin, Rodogune, zu ermorden. Der Mörder wird gekrönt werden. Da die beiden Brüder Rodogune lieben, verzichten sie auf den Thron. Als die Mutter versucht, die Söhne gegeneinander auszuspielen, fragt sie Séleucus, was für ein Interesse sie habe, ihn gegen den Bruder aufzuhetzen. Da wittert sie Gefahr und läßt ihn umbringen. Bei der feierlichen Krönung und Vermählung des Antiochus mit Rodogune will sie ihr Vernichtungswerk fortsetzen. Das Schicksal zwingt sie aber, den vergifteten Becher zu leeren. — In dieser Frau regt sich kein menschliches Gefühl. Aber gerade sie spielt sich immer wieder als Mutter auf. Durch den Appell an das Gefühl versucht sie, ihre gemeinen Pläne zu tarnen. Heute sollten wir diese — oft falsch verstandene — Tragödie lesen, ja, auführen. Nur wenn man die Schliche des absoluten Herrschers kennt, wird man diesem begegnen können. Richtig verstanden wurde die Tragödie von einem einfachen Soldaten, der im 18. Jahrhundert bei einer Aufführung auf der Bühne stand. Damals spielte Mlle. Dumesnil die Rolle der Cléopâtre so wirksam, daß die stehenden Zuschauer ängstlich vor ihr zurückwichen. Als sie einen Fluch ausstieß, erhielt sie von jenem Soldaten einen starken Schlag

in den Rücken, und er sagte: „Schere dich zum Teufel, Hündin.“ Die Schauspielerin sah in dieser Geste das höchste Lob ihrer Kunst.

Vielleicht haben die Menschen des 17. Jahrhunderts die Werke des Dichters mit anderen Augen gesehen. Heute sollten wir uns von einer schablonenhaften Betrachtungsweise befreien. Wir wissen, daß Corneille das Schreiben in Versen nicht leicht gefallen ist. Im schweren Ringen mit dem Stoff, der Form und den Gesetzen der Dramatik hat er Werke geschaffen, die noch heute bei Freilichtaufführungen große Plätze in Frankreich füllen. Corneille mußte hart arbeiten, um seine 6 Kinder ernähren zu können. Seine Tochter, Marie, war die Urgroßmutter der Charlotte Corday, die Marat erstach und am 17. Juli 1793 hingerichtet wurde. Corneille selbst wurde stets an ein heldenhaftes Mädchen erinnert, das ein Wahrzeichen Frankreichs ist: Jeanne d'Arc. Nur wenige Meter von dem Alten Markt in Rouen, auf dem diese Heldin 1431 verbrannt worden ist, wurde er am 6. Juni 1606 in der Enge der Rue de la Pie geboren. Wer will daran zweifeln, daß diese Gestalt der französischen Geschichte Corneille mit zu seinen willensstarken Helden angeregt hat, die die Ehre über alles setzen? Corneille wurde durch die Wahl in die Académie Française geehrt. Einer der jüngsten „Unsterblichen“, Jean Cocteau, betont immer wieder, daß man sich vor allen Dingen um das Verstehen von Mensch zu Mensch bemühen muß. Wer Frankreich verstehen will, der sollte auch zum Werk von Corneille greifen. Er wird darin nicht nur noch heute aktuelle Themata finden, sondern er wird auch wichtige Hinweise auf die Eigenart des französischen Menschen erlangen. Denken wir nur an das Ringen mit den Problemen. Corneille zeigt es in den Monologen seiner Helden. Es sei nur an den großartigen Monolog im „Cid“ erinnert. Don Rodrigue hat erfahren, daß es die Ehre seiner Familie verlangt, eine Schmach an dem Vater seiner Geliebten, Chimène, zu rächen. Nur langsam läßt er die Ehre über die Liebe siegen. Aber auch Chimène sieht sich zwischen Liebe und Pflicht.

Wenn der Nichtfranzose nur jenes ernste Ringen des Franzosen mit den oft unlösbar scheinenden Problemen aus den Werken Corneilles und anderer Klassiker lernen würde, wäre eine Erinnerung an seinen 350. Geburtstag nicht vergebens gewesen. Er würde dann nie überstürzte Entscheidungen französischer Politiker erwarten. Vielleicht würde er auch mancher Maßnahme, die nach ernsten Überlegungen getroffen wurde, mit größerem Taktgefühl begegnen.

TRAIN PHANTOME

Am 22. Juni 1940 wurden 2000 deutsche Flüchtlinge von Les Milles (Aix-en-Provence) nach Bayonne überführt. Von Bayonne sollten sie nach Marokko eingeschifft werden; man fürchtete, Gestapo und deutsche Truppen würden Frankreich überfluten. Als der Flüchtlingszug vor Bayonne hielt, kam die Nachricht, Hitlertruppen hätten schon Bayonne besetzt. Der Zug fuhr denselben Weg zurück. Endlich, nach mehreren Tagen, wurden die Flüchtlinge in einem Walde bei Nîmes in großen Armeezelten untergebracht.

So fliehen wir die fünfte Nacht
Vom Mittelmeer zum Ozean:
Das Fahren hat uns müd gemacht,
Eintönig tönt die Eisenbahn.
So fliehn wir nach verlornen Schlacht
Von Ozean zu Ozean.

Am Meer der Feind, — wir kehren um!
Der Weg zurück ist doppelt schwer.
Gespenster gehen in uns um:
War das nicht schon (wie lang ist's her?)
Der gleiche Schrecken bleich und stumm,
Der uns verfolgt von Meer zu Meer?

Der Hunger nagt, wir reden viel,
Die Seele wird sehr tief und schwarz;
Und manche sind beim Kartenspiel.
Der Baum des Lebens weint sein Harz
Auf uns herab, — wo ist ein Ziel?
Die Nacht des Todes lauert schwarz.

So fliehen wir — geschlagenes Heer —
Vor unsern Mördern. Fliehn? — Wohin?
So fliehen wir von Meer zu Meer,
Verfinstert ist der Lebens-Sinn.
War alles nichtig, hohl und leer?
Sind Recht und Freiheit ohne Sinn?

Die Zukunft ist ein Nebel-Feld,
Die Gegenwart bleibt unbewußt,
Vergangenheit hat uns umstellt,
Stein wird das Herz in unsrer Brust:
Verratne und zertretne Welt!
Gespensterwelt! — Einst Strom der Lust!

Wir waren doch (als Kinder) gut
Und liebten, was zu lieben war.
Jetzt flattert Angst in unserm Blut,
Matt ist der Blick, grau ist das Haar,
Wir denken (ach, wie weh das tut!)
An manches wohlgelungne Jahr.

Grau zieht der Rauch — ein langer Schweif —
Wir fahren, — (kommt das Ende bald?)
Wir fahren, — (ist die Zeit nun reif?)
Die Stadt erscheint: „Das Ganze Halt!“
Es dämmert, — fern ein roter Streif
Und Zelte !! — Zelte stehn im Wald !!

David Luschnat

Das rheinische Element

Jakob Kneip und Josef Windkler

Josef Windkler ist einer der letzten Überlebenden aus der Mannschaft der Dichter von Haus Nyland, jener einzigartigen Gruppe von Erzählern und Lyrikern, die während der ersten drei Jahrzehnte dieses Jahrhunderts am Niederrhein die Impulse dichterischer Schau mit den realen Errungenschaften der neuen Zeit, der Technik, der Eroberung des Weltmarktes, der Ausweitung und Verdichtung des Verkehrs in einer Elementarität zu verknüpfen wußten, die seither kein Jüngerer mehr erreicht hat. Gerrit Engelke, der schon im Ersten Weltkrieg sein junges Leben hat lassen müssen, gehörte zu ihnen. Der Kesselschmied Heinrich Lersch war einer der ihrigen. Richard Dehmel war ihnen in enger Freundschaft zugetan. Wilhelm Vershofen, Jakob Kneip und andere vereinten hier ihre Kräfte und betrieben einen schöpferischen Austausch der Ideen. An jugendlicher Frische, an stürmendem Drang, an sprachgewandter Fülle und sprühender Leidenschaft hat Josef Windkler sie alle übertroffen. Der 1881 in Rheine Geborene ist von Haus aus Westfale. Er hat später längere Zeit in Bonn gelebt, anschließend in Moers am Rhein und hat sich neuerdings in der Nähe von Köln seinen Alterssitz gewählt. Seinem westfälischen Stammesboden ist er innigst verbunden; aus dessen Traditionen, in denen Landadel und Industrie, Bauerntum und Bergmannssitte vielfältig verflochten sind, zieht er die Kräfte seines umfangreichen epischen und lyrischen Werkes. Was er dieser Heimat zu danken hat, zeichnete er voll, prall und mitunter jeden erzählerischen Rahmen sprengend in dem großartigen Kindheitsbuche „Pumpnickel“ auf. Den berühmten Baron von Romberg, dessen Leben, Taten und Streiche vom gelebten Leben her ins Reich der Sage eingezogen sind, hat er im Buche vom „Tollen Bomberg“ ein unsterbliches Denkmal gesetzt. Und im lebensträchtigen „Westfalenspiegel“ läßt sich schwerlich noch von einander trennen, was alte Überlieferung und eigendichterische Gestaltung ist. Windkler ist längst zum geistigen Repräsentanten des westfälischen Landes geworden: dieser kleine, untergesetzte Mann mit der wuchtigen Stirn, dem kräftigen Genick, der zähen Energie, der noch heute jugendlich wirkenden Frische und dem herzhaften Humor. Aber so sehr er seine westfälische Heimat liebt, so schmerzlich hat er auch an ihr gelitten. Nichts gegen die großen Bürgertugenden der westfälischen Männer und Frauen! Beileibe nicht! Aber ihre Erdgebundenheit, ihre schwere Traditionsverhaftung hat es den Künstlern, Dichtern, Gelehrten und Vaganten dieser Landschaft nie leicht gemacht. Man braucht nur an Grabbe zu denken. Auch Westfalens größte Dichterin — Annette — wanderte in südliche Breite aus. Josef Windkler nun hat sein Land nicht verlassen, er ist auch nicht vergrämt und verbittert. Dazu besitzt er ein viel zu vitales Format. Er ist sehr weltoffen, alles andere als ein Einspänner, und die Urbanität

seines Wesens brachte ihn schon frühe in sehr lebhaft Beziehungen zum benachbarten Rheinland. Dem sangesfrohen, heiteren und lebensvoll aller Welt verbundenen Rheinländer hat sich dieser Winckler nicht nur eng befreundet. Westfälische Schwere und rheinische Leichtbeschwingtheit sind in ihm und seinem Werke eine echte Vermählung eingegangen. Und so geschieht es, daß seit Jahrzehnten schon, wo immer von rheinischer Dichtung gesprochen wird, sein Name an hervorragender Stelle genannt wird.

Am Niederrhein sind seine „Eisernen Sonette“ entstanden, die damals zuerst der Insel-Verlag in Leipzig gedruckt hat. Diese seltsamen Verse, die — wenn man sie heute richtig liest und laut vor sich hin spricht — noch immer jung, anfeuernd, zeitnahe und gegenwärtig wirken, bedeuteten vor vierzig Jahren etwas umwälzend Neues. Vorher hatte die Industrie von Emile Zola bis Max Kretzer im literarischen Bereich nur als Hintergrund sozialer Milieudarstellung gedient. Schwere Düsternis, enge Gassen, bedrückte Kinder, Klein-Leute-Mief, Ausbeuterei wie in Hauptmanns „Webern“ — Pessimismus, Tendenz des Klassenkampfes: das war alles, was den Dichtern im Industriezentrum begegnet war. Und nun kam plötzlich dieser Doktor Winckler, dieser abgehackte Riese, wie die Straßennachbarn ihn wegen seines kurzen Wuchses nannten, dieser anfangs nur im Nebenberuf dichtende Knappschafts-Zahnarzt einer großen Zeche, daher und entdeckte die andere Seite der fortschreitenden Industrialisierung: die von den Naturalisten und Sozialkritikern verdeckt gehaltene, nun aber nicht länger zu bändigende positive Seite des Schaffens völlig neuer Sach- und Lebenswerte, der Beschleunigung aller Arbeitsgänge und des gesamten Verkehrs, dieser radikalen Verwandlung des alltäglichen Lebens, die auch dem Arbeiter das Dasein zunehmend aufhellte. Es folgte der Versband „Mitten im Weltkrieg“ (von Eugen Diederichs verlegt). Welttrunken, zukunftsgläubig ließ Winckler darin bei Langemarck den deutschen Fähnrich „gewaltig kühn wie auf Flügeln dahinschreiten“ . . . ; aber diese Flügel brachen und gingen verloren. Im Elend und Niedergang nach 1918 hat Winckler jahrelang geschwiegen. Schließlich — 1923 — erscheint sein „Irrgarten Gottes“ — eine Abrechnung mit aller Zersetzung und Fäulnis, die der Krieg zur Folge hatte. Hartes Gericht wird da gehalten über „des selbstvergötzten Menschentums faulige Scherbe“. „Der Chiliastische Pilgerzug“ und „Trilogie der Zeit“ variieren das gleiche Thema. Verzweiflung schreit auf; der Zeitgott Saturn bringt am Ende die verkommene Erde untern Auktionshammer und findet keinen, der bereit ist zu bieten, bis Momus, der Zyniker, sich des Haufens Dreck annimmt und ihn dem Abfall der Schöpfung überantwortet. Nur wird auf Dauer kein Westfale und schon gar nicht ein dem rheinischen Geiste Verbundener sich in derartige Negation verlieren. Wincklers Natur besitzt das große Allheilmittel allen Kummers und Weltschmerzes in sich selber. Aus der Kraft des Humors wird der herrische Schalk Bomberg geboren und ihm später der volkstümliche Tausendsassa, der lustige Bruder des grübelnden Doktor Faustus, zugesellt: der große Doktor Eisenbart, von dem überall in Deutschland und nach Belgien und Holland hinein die Kinder singen, daß er „die Leut' kuriert auf seine Art“ . . . Novellen rheinischen Milieus reihten sich an: Die Weinheiligen, Die Goldene Kiepe, die Beethoven-novelle „Adelaide“.

Wie für unser Jahrzehnt und darüber hinaus geschrieben klingt, was Josef Windkler in der Neuauflage seiner „Eisernen Sonette“ nach dem Ende des Ersten Weltkrieges im Nachwort schrieb: „Wir stehen erst tief an der untersten Schwelle des wirklichen technischen Zeitalters — ja, wir sind erst verworren eingetreten in den Weltempel dieser allbezwingenden Menschheitsmächte, die uns zyklonhaft über die Häupter geschwollen, weil wir ihre wirklichen Lebenswerte noch nicht gebunden haben zu einer neuen wohldurchformten Weltharmonie. Denn der moderne Mensch der Technik und der Naturbeherrschung litt nur scheinbar Schiffbruch im Kriege — das ist mein unerschütterlicher Glaube! —, weil er noch nicht gelernt hatte, aus dem Ungeheuerlichen das Maß zu finden. Die lebenspositiven Kräfte entglitten ihm in lebensnegative Wirkung: Überspanntheit im Wettrüsten, Konkurrenz aller gegen alle, Privater wie ganzer Staaten, Verschleuderung der Weltsubstanz in sinnloser Ausbeutung, nacktester Weltimperialismus, Ausschluß des Arbeiters vom Anteil an Wirtschaft und Politik — der Mensch des 20. Jahrhunderts muß erst noch schicksalsschmerzlich lernen, den neugeschenkten Globus in würdiger Hand zu wägen! Gott fordert von uns neue Rechenschaft, neue Überprüfung, neuen Glauben!“ — Geschrieben 1920 und nicht begriffen . . . Und nun 1956? Wer von den Mächtigen begreift es? Wo zündet es?

Josef Windklers 75. Geburtstag feiern wir am 6. Juli. Sein Freund Jakob Kneip gehört zum gleichen Jahrgang. Sein Festtag wurde bereits am 24. April gefeiert, und die Bewohner des Eifeldörfchens Pesch bei Mechernich haben den Tag zum Anlaß eines dörflichen Feiertags genommen. Vor fünf Jahren schon — als er siebzig Jahre alt wurde — hat die Dorfgemeinde ihm einen Berg geschenkt und diesem Berge den Namen des Dichters gegeben. Diese vermutlich einzigartige Ehrung, die ein Dichter je erfahren hat, verwandelte Jakob Kneip auf seine Art und wirklich vortrefflich: er regte die Gemeinde an, auf diesem Kneipberg eine Gedenkstätte für die Gefallenen der beiden großen Kriege zu errichten, und führte den Brauch ein, daß zur Wiederkehr jedes einzelnen Geburtstages eines dieser Gefallenen die Dörfler am Abend dort hinauf wandern, die Jugend ein Feuer entzündet und der Toten mit Gesang von Liedern gedacht wird. Inmitten der fortschreitenden Verflachung und der Zerstörung aller überlieferten ländlichen Sitten und Bräuche durch die zivilisatorische Entwicklung mit Radio, Fernsehen u. dgl. überrascht und beglückt es, daß es doch auch noch Dichter gibt, die innerhalb ihres Bereichs neue Bräuche unauffällig und durchaus organisch zu stiften verstehen.

Mit Wilhelm Vershofen zusammen haben Josef Windkler und Jakob Kneip den schon erwähnten „Bund der Werkleute auf Haus Nyland“ gegründet. Das vollzog sich im Jahre 1912. Es ging ihnen darum, die Verbundenheit zwischen Kunst und Dichtung auf der einen und den Realitäten des Industriezeitalters auf der anderen Seite gestalterisch zu dokumentieren. Jakob Kneip ist Bauernsohn. Er stammt aus der abgelegenen Landschaft des Hunsrück und wurde später Studienrat. Das bäuerliche Element hat er sich bis heute erhalten. Seine Gedichte sind Bauernlyrik bester Art — erdnahe, volkstümlich, landschaftverbunden, ohne je hausbacken zu wir-

ken. Seine Katholizität¹ hilft diesen Gedichten zu geistiger Kristallisierung. Seine Weltoffenheit, sein innerlich freier Blick haben ihn von frühe an zum Gegner klerikaler Enge gefestigt. Im herzhaften Humor steht er dem Freunde Winckler nahe. Als junger Mensch ist er Zögling des Predigerseminars in Trier gewesen. Zwischen dieser uralten heiligen Stadt, ihren antiken Resten mit ihrem von Rom und einer tausendjährigen Geschichte durchtränkten Geiste und der kargen Hügellandschaft der Hunsrückdörfer — städtisches und dörfliches Milieu verbunden durch die Milde und Süßigkeit des verschlungenen Mosellaufs — pendeln die Jahre seiner Kindheit und seiner Jugend. Geborgenheit, glückhaftes Idyll, Wanderschaft und Abenteuer wechseln einander in bunter Fülle ab, wenn er vom Streifen durch dieses gesegnte Land erzählt. Nach einem lebendigen Vorbild schuf er in sprudelndem Erzählen den hunsrücker Schelmenroman „Hampit der Jäger“, der als ein völlig untadeliges, echtes Volksbuch sein größter Erfolg wurde und noch ist. Man kann dieses Buch in etwa das bauerliche Gegenstück zum „Tollen Bomberg“ Josef Wincklers nennen. Und heute — auch so etwas gibt es noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts — kann man an einem trunkfesten Abend in Pesch im Dorfkrug den Dichter Kneip inmitten der Eifelbauern sitzen sehen und mit ihnen Bauern- und Jagdswänke austauschen hören. Hampits Geist schwebt dann stets zwischen dem Dunste der Tabakpfeifen und aller Weinfröhlichkeit mit — und irgendwo in der Nähe des Ofens auf einem unsichtbaren Ohrenstuhl uralten Gepräges hockt auch Münchhausen dabei und lacht hustend in sich hinein — quicklebendig und froh, daß der Faden der Schnurre rollt und sich fortbewegt von Geschlecht zu Geschlecht und nie abreißt.

Zweiundeinhalb Jahrzehnte hat Jakob Kneip an der ersten Niederschrift und der späteren Umgestaltung seiner Romantrilogie „Porta Nigra“ gearbeitet. Die Gültigkeit des Goethewortes vom Genie, das zusätzlich des Fleißes bedarf, hat Kneip — der außerdem ein ausgezeichnete Pädagoge ist — sehr gründlich bestätigt. Leidenschaftlich wird in diesem umfangreichen Erzählwerk, dessen erster Band starke autobiographische Züge besitzt, der Klerikalismus vor die Schranken der Kritik gefordert, denn Kneips angestammter Katholizismus kennt keine dogmatische Enge, sondern ist von einer Fülle lebensnaher und daseinsfroher Impulse gesättigt. Dörfliche Einfalt im Sinne echter Innigkeit, kultischer Zauber, Farbenglanz der Wallfahrten, legendäre Lebensnähe der Heiligen mitten im Alltag, andächtige Feier der Natur und all ihrer vielfältigen Gaben — Weltfrömmigkeit in Musik und Bild prägen seine Prosa und werden in seiner Lyrik Gesang. Aber Kneip nimmt auch lebhaft teil an geistigen Auseinandersetzungen und dem großen Kampfe zwischen Kultur und Zivilisation. Wo immer von geistiger Hütung einer besonderen rheinischen Berufung gesprochen wird, ist er nicht bloß dabei, sondern an markanter Stelle aktiv. Mit Sorge beobachtete er aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit, was sich im rheinischen Lande nach dem Zusammenbruch von 1945 vollzog. Als alles Deutsche darniederlag, hat er fördernden geistigen Austausch mit den das Land beherrschenden Franzosen sehr positiv und würdig gepflogen, ihnen aber auch tapfer Widerstand entgegengestellt, wo sie allzu forsch und übereifrig kolonisieren wollten und gute deutsche Traditionen nicht sehen konnten oder wollten oder auch miß-

verstanden. Ihm ging es um Nachbarschaft und verständnisvolles Zusammenwirken im Bemühen um ein vereintes Heilen schmerzhafter Wunden und die Wegbähnung zu gesunden, organischen europäischen Übereinstimmungen. Er hat sich ganz besonders um Beiträge bemüht, vom Elan einer rheinischen Weltaufgeschlossenheit her den Raum des Politischen mit Hilfe geistiger Werte auszuweiten und zu vertiefen. Gespräch ist ihm ein eigentlich schöpferischer Impuls; und daher kommt es, daß er in Unterhaltungen mit Behörden, Wirtschaftsführern, Politikern, Kommunalbeamten, Erziehern und Publizisten, mit Alten und Jungen auch heute noch ständig sich anstrengt, dem häufig zweckbeengten Blick aktueller Politik und gegenwärtigen Wirtschaftsdenkens weiterreichende Geistesperspektiven zu öffnen. Diese seine kulturpolitische Pionierarbeit tritt nach außen hin kaum oder wenig in Erscheinung. In ihr aber erfüllt er auf der Höhe des Lebens rüstig und unverdrossen genau das, was im Streben nach Verknüpfung von Kunst und schöpferischem Geiste mit den nüchternen Realitäten des Industrie-Alltags die Werkleute auf Haus Nyland vor nunmehr fast fünfundvierzig Jahren begonnen haben.

FRÜHLINGSENDE

Schon sinkt der Blüten reines Rot und Weiß;
aus meiner Einsamkeit verweht's zu schnell.
Denn nun erhebt sich taglang nur
der Vögel scheuer Flug um mein verlassenes Haus

Im Norden des Landes finden die Waffen
immer noch nicht zur Ruhe, Kriegsentstellt
ist meine ferne Heimat, die Rückkehr mir
— wie lange noch? — verwehrt.

Du Fu (712 — 770)
Übertragen von *Andreas Donath*

Unbekannte Briefe von Emilie Fontane II*

Emilie Fontane an Clara Stockhausen

Berlin, den 10. August 1880

Meine liebste Frau Klara. Sie werden erstaunt sein, von hieraus ein Lebenszeichen von mir zu erhalten. Unser ganzer Sommerplan wurde durch verschiedene, an meinen Mann ergangene Einladungen, umgestoßen u. während er in Ostfriesland, in Lützburg u. in Liebenberg in der Mark war ¹⁾, saß ich hier mit meinem Ältesten u. verlebte die regenreichen Ferienwochen in Sorge um sein Befinden. Wir wissen noch nicht recht, was ihm fehlt, denn unser Arzt war verreist, jedenfalls leidet er an Blutarmuth. Mein Alter ist seit 8 Tagen wieder in Wernigerode u. fleißig bei einer neuen Arbeit; seine „L'Adultera“ hat hier Sensation gemacht u. ist vergriffen; wird jetzt in Süddeutschland gedruckt. Er grüßt Sie ganz besonders zärtlich u. läßt Sie bitten, da wir die Adresse von Hr. Devrient nicht wissen, demselben wissen zu lassen: daß mein Mann voraussichtlich vor Mitte September nicht wieder in Berlin sein wird u. er Hr. D. seine Rückkehr anzeigen wird. Wir haben nämlich das große Pech gehabt, beidemale wo Hr. D. uns aufsuchte, nicht zu Hause zu sein, was wir ein drittes Mal verhüten möchten. Auch war meines Mannes Zeit, so sehr vor der Reise in Anspruch genommen, daß er sich garnicht um D. kümmern konnte, was wir nun im Herbst hoffen, gut machen zu können. Die Faust-Aufführungen sind mir noch vorenthalten, da ich eines bösen Auges wegen die Meinigen, die theilweise sehr befriedigt waren, nicht begleiten konnte.

Über morgen kehrt mein George nach Lichterfelde zurück. Dann habe ich noch allerlei Handwerker im Hause u. wenn das Gröbste gethan, reise ich meinem Manne nach, mehr zu seiner Gesellschaft, wie zu meinem Bedürfnis, denn es hält sich in diesem Sommer zu Hause aus. Außerdem glaube ich doch, daß mir Nassau nachhaltig gut gethan hat, was meine arme Krigar nicht sagen kann, die aber auch aus Angst u. Sorge noch nicht heraus gekommen ist u. ich fürchte es steht ihr sehr schweres bevor. Gestern sah ich sie, aus Spandau mit ihrem kranken Mann, (mir erscheint er sterbend) zurückgekehrt; sie hat, vorläufig auf einen Monat, ein Parterre chambre garni am Kanal gemiethet, weil er die drei Treppen nicht mehr steigen kann!

Unsere Lübke habe ich ein paar Mal gesehen, sie ist nun allerdings die ganz alte Frau; kann aber doch auch wieder so frisch u. jugendlich munter sein, daß man die Überzeugung gewinnt, sie besitze eine ganz besondere Lebenskraft. Sie wohnt Wildpark N 6. beim Gärtner Reich. Zöllners reisen garnicht; Karl macht sein Abiturienten-Examen u. Ännchen ist ein sehr niedliches Mädchen geworden.

* Vgl. Deutsche Rundschau, April 1956

Von uns ist im Großen u. Ganzen nichts Besonderes zu melden. Der Dichter quält sich, trotz seines unverkennbar wachsenden Renomés redlich weiter, zu Weihnachten wird seine „Grete Minde“ im Buchhandel erscheinen, aber wie er sagt, keine Auflage erleben u. so ist dann aus unserem beginnenden alten Leben der Hoffnungs-Muth geschwunden u. wir sind schon dankbar, daß wir zufrieden sein wollen, wenn uns kein Unglück trifft. Gegenwärtig scheint etwas die Sonne dadurch in unsere Herzen, daß Mete so sehr zufrieden in ihrer Stellung ist; es geht ihr so gut, daß wir nur fürchten, sie wird für spätere Zeiten verwöhnt. Sie schreibt selbst: man behandelt mich wie einen geehrten Gast. Ihre Zöglinge, Mädchen von 13 u. 11 Jahren, sind begabt u. wohlbezogen. Wir werden die Trennung kaum empfinden, da sie alle Ferien bei uns zubringen darf. Sie hat sich sehr zu ihrem Vortheil entwickelt u. wird es gewiß in einer geordneten, ihr zusagenden Thätigkeit, noch mehr.

Nun theuerste Frau, haben Sie mal wieder ein kleines Bild Ihrer alten, Ihnen unverändert zugethanen Freunde. Erfreuen Sie mich auch wieder bald durch einen Bericht über Ihr u. der Ihrigen Ergehen. Mit zärtlichem Gruß

Ihre alte
Emilie Fontane

Anmerkung

¹⁾ Vgl. Briefe Fontanes an Graf Philipp zu Eulenburg vom 29. 5., 9. 6., 1. und 15. 8. 1880 in B II, 2 S. 7 ff.

Emilie Fontane an Clara Stockhausen

Berlin, den 2. März 1885

Geliebte Frau Clara. Daß ich erst heut für Ihren so lieben u. mich erfreuenden Brief danke, hat verschiedene Gründe, der eine ist erledigt, indem Paul Heyse's „Alkibiades“ aufgeführt ist ¹⁾, schon bei der Premiere, trotz dem das Haus mit Freunden u. Verehrern überfüllt war, nicht den Beifall gefunden hat, den sich der Dichter wohl erwartet hatte. Die Kritik hat sich ungemein schonend geäußert, den Mißerfolg auf die armen Schauspieler geschoben, (die meines Erachtens ihr Möglichstes gethan haben) die schöne Sprache etc. gelobt. Sie kennen mein u. meines Mannes Heyse-Verehrung u. einige seiner Sachen im Buch der Freundschaft, halten diese auch aufrecht, aber dieser hohle Held, dieser sich nur mit Erfolgen bei dieser u. jener brüstende Liebhaber, ist keine Figur für die ich mich erwärmen kann u. nun gar die Weiber! Diese Madame mit ihrem lächerlichen Haß! Leider, denn ich hätte ihm dauernden Erfolg gegönnt, ist das allgemeine Urtheil ebenso u. der große Grieche mit der zweiten u. dritten sehr dürftig besuchten Aufführung zu Grabe getragen. Mein Mann hatte, kann ich wohl sagen, das Glück bei der Premiere, die er hätte besprechen müssen, krank zu sein u. wir lasen dann in den Tagen von Paul's Anwesenheit seine schönen Reisebriefe u. andere Gedichte von ihm, u. erquickten uns daran, was wir an seiner Person nicht konnten, wie er uns denn bei jedem Besuche fremder wird: er ist immer in Pose u. wir alten Leute, die im Leben so viel für ihn übrig gehabt haben, werden immer befangen u. möchten sagen: wirf doch bei uns Dein Staatskleid ab. Und wir sind es nicht allein, frühere bewährte Freunde äußern sich ebenso, für niemand hat er mehr Zeit u. wendet sich den neuen Göttern zu. Seinetwegen thut es

uns leid, wir können es ertragen. Denken Sie nur, wie viel, viel kürzere Zeit wir befreundet sind u. doch ob kürzere oder längere Pausen, sehen wir uns, so sind wir die Alten, so kommen die Fragen aus dem Herzen. Aber nun genug davon, nur noch das, daß auch seine drei Einakter auf dem Deutschen Theater kein Glück gemacht haben, trotzdem die Presse des Lobes voll ist, liest man genau, so sieht man, die Herren drücken sich alle drumrum, nur nicht in den Ruf zu kommen, dem berühmten Autor nicht gerecht zu werden u. dann ist er ja nur „Gast“ persönlich sowohl, wie mit seinen Stücken, wäre er einer der Unsrigen, er würde schon zerpfückt werden. Aber wie erfreut hat uns Ihre lebhaft Theilnahme an allem was Kunst u. Literatur betrifft, trotzdem recht wenig Erfreuliches die Neuzeit hervorbringt u. man zum Älteren u. Alten zurückgreifen muß; was Sie über Brandes sagen, ist gewiß allzu wahr, er ist auch Streber u. jüdisch.

Was Sie über Ihr Leben schreiben, ist sehr interessant; wenn ich ihnen nun auch recht gute Freunde wünsche u. gönnte, so glaube ich Ihnen doch aus unsrer Erfahrung sagen zu können, sie werden je älter man wird, je knapper u. man muß Gott danken, wenn man Kinder hat, mit denen man von der Leber weg sprechen kann, ohne immer zu fürchten, mißverstanden zu werden. Was uns am meisten interessiert, sprechen wir im Hause durch; unsere Bismarck-Schwärmerei theilen nicht nur wenige, sondern Zöllner z. B. findet sie thöricht u. so ist es in literarischen Dingen noch viel eclatanter. So lesen wir denn mit unsern nun alten Kindern u. debattieren auch oft auf's heftigste, aber mein guter Alter kann doch von der Leber runter sprechen, ohne in den Verdacht des sich Überhebens zu kommen. Ich wünsche wohl, Sie theure Frau Clara u. Ihr verehrter Gatte, könnten mal wieder in unserer, kleinen, gemüthlichen Klaus, einen Abend mit uns verleben; die „Stellungslosigkeit“ unter der wir früher, dann u. wann litten, ist uns zum Segen geworden. Wir können ganz nach unserem Gefallen leben, niemand verlangt etwas von uns u. was wir nehmen u. geben, ist freie Wahl, ist Geschenk. Und da kommt im Lauf der Wochen, Monate u. Jahre, immer genug zusammen, um dankbar auf's Leben zu blicken, so z. B. der liebenswürdige Brief von Ihnen, theure Frau. Auch darüber sind wir ruhig geworden, daß mein alter, guter Mann, arbeiten muß, fürs tägliche Brod, so lange er Kraft zum Schaffen behält. Erstlich könnte er ohne Arbeit, seines Lebens Lust, garnicht existieren, dann aber ist die Frage um die Existenz doch weniger brennend geworden, seitdem er die Kinder so weit gebracht, daß alle vier, uns im Nothfall, entbehren könnten. George, ist schon seit Jahren außer Frage, ist zu unserer großen Freude zum 1. Mai nach Lichterfelde versetzt, als Auszeichnung u. pecuniär, gleich erwünscht, Theo steht vor seinem Assessor, was er jeden Tag werden kann, Marthe hat eine ihr zusagende Stellung an einer Schule u. unser Jüngster Friedrich, jetzt in Jena, hofft in Leipzig zu Ostern eine Stellung zu finden, wo er keines Zuschusses mehr bedarf. Alle machen sie uns Freude u. je mehr der Älteste u. die Tochter uns zeitweise bekümmert u. geradezu beunruhigt haben, um so mehr sind wir jetzt zufrieden mit ihnen, da sie sich redlich mit ihrem Charakter herumgekämpft haben. Das geistige Zusammenleben mit ihnen, ist wohl für meinen Mann der schönste Lohn für das, was er für sie gethan u. die Anerkennung, ohne Überschätzung, die er in seiner Familie findet, ein Trost für sein fast freundloses Alleinstehn mit der Außenwelt.

Wir sind diesen Winter, Mete's wegen, wieder etwas gesellig gewesen, obgleich sie nun, mit ihren 24 Jahren, ihren eigenen u. sehr reizenden Umgang pflegt; am öftesten sind wir noch mit Menzel zusammen, dessen Neffe u. Nichte jetzt, auf sein Ersuchen, den Namen: Krigar-Menzel führen. Zöllners sehen wir selten, neulich verlebten wir mit Grimm's u. Novilles einen angenehmen Abend bei ihnen. Anna hat sich sehr vortheilhaft entwickelt; bei Heydens ist am 19. ds. Justinians Hochzeit mit dem jungen Springer, auch mit ihnen sehen wir uns nur selten.

Was Sie über Ihr Haus u. Familie schreiben, hat uns ungemein interessiert; auf Emanuel freuen wir uns sehr, wie schön er geworden, sah ich aus seinem Bilde bei Ihrer Schwester Anna. Hoffentlich verschmäht er nicht die Einkehr bei uns²⁾. Möge er Ihnen viel Freude machen u. sein Beruf ihm Befriedigung gewähren: er ist schwer, aber auch schön. Und von Ihrer Tochter habe ich von verschiedenen Seiten so viel Liebenswürdigen gehört u. Ihr Sonnenschein, Johannes! Gott erhalte Sie Ihnen Alle. Mit schönsten Grüßen von Haus zu Haus.

Ihre alte, unveränderte Freundin

Emilie Fontane

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. Fontanes Brief an Wilhelm Hertz vom 16. 2. 1885 in Bd II, 2 S. 98 f.

²⁾ Emanuel Stockhausen kam zu seiner weiteren Ausbildung als Schauspieler nach Berlin.

Emilie Fontane an Clara Stockhausen

Berlin, den 10. Februar 1889

Theure Frau Clara. Meine herzlichsten Glückwünsche möchte ich Ihnen zu dem morgenden Tage aussprechen, die in dem einen gipfeln: möchte Ihnen Gott alles erhalten, was Sie lieben und woran ihr Herz hängt¹⁾. Könnte ich Sie doch einmal wiedersehen, kämen Sie doch einmal plötzlich in das Ihnen so wohl bekannte Poetenstübchen meines Alten, wo alles unverändert ist, selbst er, kaum älter, kaum grauer geworden, nur ernster, freudeloser: er war unser beider Liebling²⁾.

Gearbeitet wird u. muß nach wie vor werden u. die Arbeit ist auch das einzige, was hilft, wenn man zum Tode betrübt ist. Wir leben ganz einsam, sehen nur zuweilen Zöllners, noch seltener Heydens u. leiden unter dieser Vereinsamung nicht allzusehr. Meinem Manne gönnte ich öfter eine Aussprache mit Gleichgesinnten, aber derer existieren so wenig für ihn und in der Einsamkeit wird er nur immer kritischer. — Unsere Kinder erfreuen uns, Mete ist unser Bindeglied mit der Außenwelt, obgleich ihre schwankende Gesundheit sie auch viel an's Haus fesselt. Theo war zum Fest mit Frau u. Kind, einem 1½ Jahr alten Söhnchen bei uns. Sie waren lieb und gut, aber statt der Weihnachtsfreude fühlte ich nur, was mir fehlte. Unser sogenannter „Kleiner“ Friedel, hat sich selbständig gemacht u. führt mit Hülfe eines die Mittel spendenden Socius eine kleine Buchhandlung, die zu unserm Erstaunen ganz leidlich zu gehen scheint, freilich kann man nach einem guten Anfang noch nicht viel sagen.

Mein u. Metens liebste Zerstreuung ist die Oper, zu der wir, durch einen Jugendfreund von mir, der täglich eine Loge hat, sehr oft Billets bekommen.

Dort zu sitzen ist mir lieber u. weniger angreifend wie in einer Gesellschaft, genußreicher jedenfalls. Sehr interessiert hat mich natürlich Elmsblad³⁾ zu hören, aber, so wenig musikalisch ich bin, er genügte mir garnicht u. in den Lustigen Weibern, wo ich ihn zuletzt hörte, war Spiel und Gesang wenig erfreulich. Es scheint auch an entscheidender Stelle kein günstiges Urtheil über ihn zu herrschen, denn gestern las ich, daß er wieder aus der Oper ausscheidet. Schade um diesen Menschen. Ich seh ihn immer noch nach seiner Krankheit in Ihrer liebevollen Pflege u. dann verschwand so bald der Kinderausdruck in seinem offenen Gesicht u. jetzt kann ich ihn nicht ohne Wehmuth ansehen, so tiefe Züge haben die Nachtseiten des Lebens eingegraben. Ob es Kummer über seine Maggy ist?

Ich möchte wissen, ob Sie eine Geschichte von meinem Alten „Irrungen-Wirrungen“⁴⁾ gelesen haben, wo nicht, so schicke ich Sie (sie!) Ihnen. Auch wüßte ich gern, was Sie u. Ihr Sänger von Ibsen halten? uns wirft er hin u. her, aber wir freuen uns seiner Kraft. — Heyse hat mit zwei Stücken in 8 Tagen, kein Glück hier gehabt u. meinem Mann war es höchst peinlich das eine, sich herum drückend, zu besprechen. Aber sehen Sie, theure Frau, wenn ich mit Ihnen in's plaudern komme, vergesse ich, daß Geburtstag ist u. Sie Besseres zu thun haben, als mein Geschreibsel zu lesen. Nur noch tausend Grüße von Mann u. Kind für Sie und die lieben Ihren, auch von Ihrer alten, getreuen

Emilie Fontane

Anmerkungen

¹⁾ Clara Stockhausen hatte am 11. Februar Geburtstag. ²⁾ Bezieht sich auf den Tod des Sohnes *George Fontane*, der am 24. IX. 1887 einer Blinddarmentzündung erlegen war. ³⁾ *Johannes Elmsblad*, schwedischer Bassist, Schüler von J. Stockhausen, später von *Garcia*. Erfolgreicher Bühnensänger. Dank seiner schauspielerischen Fähigkeiten wirkte er seit 1896 in Bayreuth mit. ⁴⁾ „Irrungen und Wirrungen“ erschien in der „Vossischen Zeitung“ vom 24. Juli bis 23. August 1888. Im gleichen Jahr erschien die Novelle in Buchform bei Steffens in Leipzig.

Emilie Fontane an Clara Stockhausen

Berlin, den 1. Oktober 1898

Theure Frau Clara. Ihnen Beiden muß ich selbst meinen Dank sagen für all die Freundschaft, die Sie meinem über alles geliebten Manne in seinem Leben und in seinem Tode bezeugt haben¹⁾! ich klage nicht, ich danke nur, gesegnet gewesen zu sein, an seiner Seite durch's Leben zu gehn, aber — er fehlt mir!

Ihre alte Freundin
Emilie Fontane

Anmerkung

¹⁾ Theodor Fontane war am 20. 9. 1898 ohne Todeskampf entschlafen. Seine Frau war nicht in Berlin anwesend; ihr Sohn Friedrich holte sie aus Blasewitz an das Sterbelager ihres Mannes.

Emilie Fontane an Clara Stockhausen

Berlin, den 29. November 1898

Liebste Frau Klara. Es war Unrecht, daß ich Ihnen so lieben und theilnehmenden Brief nicht früher beantwortete und Ihnen dankte. Aber was soll ich Ihnen schreiben? Die „Zeit“ sagen die, die mich trösten, wird auch ihre Wunde heilen. Es ist aber alles anders! ich habe keine Wunde, ich bin

nur voll Dank für den wundervollen Abschluß eines so schönen, bevorzugten Lebens, ich weiß, daß es das Naturgesetz ist, daß man mit beinah 80 stirbt etc. — aber ich vermisste den geliebten Mann täglich, stündlich u. frage mich immer wieder: was sollst Du noch? als ich vor 11 Jahren meinen George verlor, glaubte ich, Schwereres könne nun nicht mehr kommen; nun weiß ich, was das Schwerste ist. — Lassen Sie, theure Frau, nun nüchtern berichten, was aus mir und meinen Kindern werden soll. In diesen Tagen geht unser Theodor als Corps-Intendant nach Kassel, in den ersten Tagen des Januar heirathet Marthe einen Mann, den ihr ihr Vater noch ausgewählt; einen tüchtigen Menschen, Architekt, Chef-Redakteur der Bauzeitung, Wittwer, beinah 60. In sehr guten Verhältnissen, den wir seit 16 Jahren kennen, der Marthen liebt u. den sie hochstellt u. hoffentlich auch liebt. Mein lieber Alter sagte wiederholentlich zu mir; wenn ich einen Mann für Marthe zu wählen hätte, so würde es Fritsch ¹⁾ sein. — Möge er richtig geurtheilt haben; auch ich habe volles Vertrauen zu ihm. Aber die Ehe ist ein Loos u. nicht jedes gewinnt. Im April verlasse ich unsere über 26 Jahre inne gehabte Wohnung u. ziehe mit meinem, endlich glücklich geschiedenen Jüngsten, Friedel, zusammen. Vielleicht kann ich noch für ihn etwas sein, sonst fühle ich mich recht unnütz, vor allem: uralte, nicht mehr Menschen u. Verhältnisse bgreifend. Vielleicht sehe ich Sie noch einmal wieder; der Abend mit Ihnen bei Ihrem Emanuel war so herzerquickend; es ist so wohltuend, wirkliche Freunde auch nach Jahren unverändert wieder zu finden.

Leben Sie mit Ihrem Julius u. Ihren Kindern so glücklich wie es Ihnen von Herzen wünscht

Ihre alte Freundin
Emilie Fontane

Anmerkung

¹⁾ K. E. O. Fritsch, Dr. ing. Professor.

WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU

„Weder monetäre Kontrollen noch die Steuerpolitik, noch beides vereint, können die Stabilität der Wirtschaft aufrechterhalten, wenn die Massenpsychologie sich überschlägt. Auch können sie nicht Inflation verhindern, wenn die Beschlüsse der Geschäftswelt es an der nötigen Vorsicht fehlen lassen“.

Fügt man diesen Worten eines Governors der Federal Reserve Bank noch an, daß auch die politischen Instanzen es an der notwendigen Vorsicht mitunter fehlen lassen und die Massenpsyche nicht immer richtig abwägen, so hat man das Problem umschrieben, das für manche der alten Wirtschaftsländer immer mehr zum Zentralproblem ihrer Wirtschaftspolitik wird. Die Länder schreiten auf einem immer schmalen und gefährlicher werdenden Grat zwischen den Gefahren, den Aufschwung zu überdrehen und den Geldwert ständig aufzuweichen auf der einen und der Aufrechterhaltung der Vollbeschäftigung und weiteren Lohnerhöhung auf der anderen Seite. Dem Bemühen der Notenbanken, den inflationären Tendenzen entgegenzutreten begegnen Widerstände aus den politischen Lagern.

In den USA überdecken die expansiven Kräfte einige Abschwächungen. Die Unternehmer wollen noch mehr investieren als im Vorjahr. Die Kredite erreichen Rekordhöhe. Die Verbraucherausgaben eilen den Einnahmen voraus, die Sparrate sinkt, die Verschuldung wächst. Eine Stahlpreiserhöhung steht bevor; Lohnerhöhungen sind zu erwarten, bevor der Bau neuer Kapazitäten von 15 Mio t in drei Jahren soll zum Teil über höhere Preise finanziert werden. Dem leicht inflationären Trend stellt die Notenbank eine vorsichtige Kreditversteuerung entgegen. Die Regierung war gegen solche Maßnahme, aber nachher hat Eisenhower die völlige Unabhängigkeit der Notenbank von der Regierung ausdrücklich bestätigt. Dies sei für kommende kritische Perioden unserem Regierungschef zur Nachahmung empfohlen.

In Europa kämpfen die nordischen Länder seit langem gegen Preis- und Lohnsteigerungen und Verschlechterung der Außenhandelsbilanz, bisher ohne viel Erfolg. Die Benelux-Länder gelangen in eine ähnliche Entwicklungsphase. Allenthalben hemmen innenpolitische Kräfte eine auf grundlegende Beseitigung der

Spannungen abzielende Wirtschaftspolitik. In Großbritannien werden die Bemühungen um Besserung der Zahlungsbilanz und die Beseitigung der „Binnenexpansion“ durch Maßnahmen, vom Verbrauchen auf Sparen umzuschalten, verstärkt. Die Handelsbilanz hat sich gebessert. Produktions- und Auftragsrückgänge in einzelnen Zweigen haben sich auf Arbeitsmarkt und Verbrauch noch nicht ausgewirkt. Es scheint indes, als ob die vorsichtig kontraktive Politik langsam zu wirken beginnt.

Die Wirtschaftspolitik Westdeutschlands steht an einer Wegegabelung. Wird sie vom Weg ruhiger Entwicklung abgedrängt? Begibt sie sich auf einen Pfad, der über gefährliches Gelände ins Ungewisse oder gar ins Bodenlose führt? Die Führungskräfte in der Regierung, die der Dynamik der Wirtschaftskräfte kundig sind (Erhard und Schäffer) — und die Bank Deutscher Länder — führen einen harten Kampf mit den politischen Kräften der eigenen Partei, die mit Geldgeschenken (Hilfen aus Staatsmitteln und Steuersenkungen) die Wähler für die Bundestagswahl sich geneigt machen möchten. Da sie den Kampf zu spät aufnahmen, nicht den ersten Anfängen widerstanden, haben sie ihn verloren. Sie können nur noch Gegenmittel ausdenken, die verhindern, daß die Wirkungen des Bündels der „Geschenke“ allzu schlimm werden.

Die Einzelheiten dieses Bündels stehen im Augenblick dieser Niederschrift noch nicht fest. Aber die Summe von neuen — meist fortdauernden — Mehrausgaben und Mindereinnahmen dürfte einen Jahresbetrag von ca. 4,4 Mrd. ergeben. Auf längere Sicht gesehen stellt er eine bedenkliche Last und Gefahr für die Aufrechterhaltung einer gesunden Etatswirtschaft dar. Die so erhöhte Finanzlast ist tragbar nur solange die Wirtschaft in gesunder Hochkonjunktur bleibt. Und wichtige Bereiche wurden garnicht bedacht, wir nennen nur Verkehrs- und

Wasserwirtschaft. Für die ist in absehbarer Zeit nichts Zusätzliches mehr da. Schwerer als die Etatsorge ist aber die akutere, daß die Kaufkraftvermehrung, die der Gabenstrauß bewirkt, bereits im kommenden Jahr die Stabilität von Preis, Konjunktur und Geldwert ernsthaft gefährden könnte. Warnend hat eine ruhig und nüchtern analysierende Persönlichkeit vor Kurzem gesagt, durch geeignete Maßnahmen könne man eine nicht gerade glücklich konstruierte Währung zu einer festen und erstklassigen machen, ebenso gelinge es aber auch, durch falsches Verhalten eine gute Währung ernstlich zu gefährden. Der derzeitige Zustand unserer Wirtschaft verlangt Bremsen und nicht ein Forcieren der Nachfrage.

Wenn wir hiermit das Verhalten der Politiker kritisieren, so nicht wegen Art und Richtung der neuen Ausgaben. Die notwendige Umstellung der bäuerlichen Betriebe nach Größenstruktur und Arbeitsweise erfordert den Einsatz großer Staatsmittel: Die Kriegsofferrenten bedurften der Aufbesserung. Der Wohnungsbau muß weiter mit hohen öffentlichen Mitteln gefördert werden. Ob die Art des Einsatzes den gewandelten Erfordernissen nicht besser angepaßt werden könnte, ist eine andere Frage. Eine Sozialreform — allerdings eine, die sich im Wesentlichen in einer Rentenerhöhung erschöpft — muß kommen. Und schließlich standen die Abgeordneten unter dem Druck der besonderen Forderungen des Mittelstandes und dem Verlangen nach Steuersenkung, beruhend aus wachsender Unzufriedenheit und Mißmut breiter Wirtschaftskreise, die meinen, der Aufschwung gehe an ihnen vorbei.

Zu diesen bei der Stärke und Breite des wirtschaftlichen Aufschwungs über raschenden Klagen ein kurzes Wort. Sehen wir recht, so liegt die Ursache in einem schmerzhaften Strukturwandel. In gewissen Bereichen — wir nennen nur Landwirtschaft, Handwerk und Handel — läßt sich die Produktivität weder so allgemein noch so stark noch so schnell steigern, wie in großen Teilen der Industrie. Die Umstellung auf leistungskräftigere Spezialisierung ist nicht überall möglich, erfordert meist Investitionen mit Fremdkapital, in allen Fällen neuartiges unternehmerisches Denken und Disponieren. So entsteht in diesen früher

in ihrer Wirtschaftsweise relativ homogenen Gruppen eine Differenzierung zwischen einer mit der allgemeinen Entwicklung aufsteigenden Teilschicht und einer, die relativ oder gar absolut zurücksinkt. Diese letztere Teilschicht, zahlenmäßig wohl die stärkere, bestimmt das „Gruppenverhalten“ nach außen. Soweit der Staat eingreift, sollten seine Maßnahmen den Strukturwandel nicht hemmen und die alte Struktur nicht stärker konservieren, als soziologische Gründe dies erfordern.

In der Unzufriedenheit äußert sich aber, wie uns scheinen will, auch eine geistige Krise, die noch bedenklicher ist als die wirtschaftliche Teilkrise. Wie die Technik auf ihren jüngsten Gebieten (Fliegerei und Atom) im Zeitraffertempo bisherige Grenzen anscheinend mühelos überwindet, so kommt ein Glaube auf, daß materielle Wünsche in ähnlichem Tempo erfüllbar sind, wenn es die „Oberen“ nur wollten!

Die aktuelle etatpolitische Wirkung des Bündels der Vorhaben hängt entscheidend vom Tempo der Rüstungsausgaben ab. Der Betrag, den Blank aus seinem Etat *noch nicht* ausgibt, wird in 1956 die Belastung durch das Bündel übersteigen. Über den Ausgabe-Zeitplan in 1957 ist zu wenig bekannt, um urteilen zu können. Aber in 1958 würden nach dem bisherigen Programm die Ausgaben groß auflaufen. Mit der jetzt erzwungenen Etatführung kann dies Programm wohl nicht mehr durchgehalten werden. Die Wiedererhöhung der Steuern nach zwei Jahren wäre auch bei einem Wahlsieg der CDU keine einfache Sache. Allerdings ist man sich allenthalben — außer in den allerersten Stellen — schon lange darüber klar, daß der ursprüngliche Zeitplan schon güttermäßig nicht eingehalten werden kann. Jetzt muß er auch aus finanziellen Gründen zeitlich erheblich weiter erstreckt werden.

Aber das sind geringere Sorgen gegenüber denen, die sich wirtschafts- und währungspolitisch aus der Schaffung milliardenschwerer zusätzlicher Kaufkraft (5-6 Mrd. DM unter Einbeziehung der Rentenreform in 1957) bei einer Wirtschaftslage ergeben, in der die Drosselung der Nachfrage von allen Sachkennern dringend verlangt wird. Ein geradezu unbegreiflicher Widerspruch!

Wir sind in einer „Überhitzung“. Die Nachfrage eilt der Gütererzeugung vor-

aus. Neuestens werden auch die Verbrauchsgüter von größerer Nachfrage erfaßt. Immer stärker werden die Tendenzen auf Preissteigerungen. Die Lohn- und Arbeitszeitpolitik der Gewerkschaften, der die Unternehmer keinen entscheidenden Widerstand leisten können, wird sie weiter verstärken. Bei den Konsumenten zeigt sich beginnende Nervosität, die Kaufneigung wird stärker gegenüber dem Sparwillen. Die Bank Deutscher Länder bremst mit schmerzhaft werdenden Krediteinschränkungen. Und in dieser Situation beschließt man eine so gewaltige Vergrößerung der Kaufkraft!

Aber da man den Wählern gegenüber von den Versprechungen nicht zurückkann, ersuchte man die Warner, ein Programm wirksamer „Gegengifte“ aufzustellen. Die beabsichtigte lineare Zollsenkung muß man, auch unabhängig von den hier behandelten Fragen, begrüßen. Obwohl wir zur Deckung unserer Schuldverpflichtungen gegenüber dem Ausland einen Außenhandelsüberschuß benötigen, können und müssen wir Export und Import in ein besseres Verhältnis zu einander bringen und unsern Handelspartnern größere Chancen geben, an uns zu verkaufen. Auch konjunkturelle Überlegungen sprechen dafür, nicht durch zu hohe Exportgegenwerte ständig die Binnen- nachfrage zu erhöhen und durch die hohen Güterexporte das Binnenangebot zu verringern. Eine ganz andere Frage ist indes, ob durch die Zollsenkung die Importe so kräftig steigen und das Güterangebot dadurch so vermehrt wird, daß es die vermehrte Nachfrage wirksam decken hilft und ob dabei die Inlandpreise ausreichend unter Druck gehalten werden. In dieser Beziehung wird man von der Zollsenkung nicht allzuviel erwarten dürfen. Denn die Preise im Ausland liegen wohl meist höher als bei uns. Die Gefahren des Kaufkraftstoßes vermindern sich in dem Umfang, in dem die Kaufkraft nicht zu effektiver Nachfrage verwendet sondern gespart wird. Darum ist Steuerbegünstigung für Sparen zweckmäßig. Aber abgesehen von der technischen Gestaltung des Anreizes hängt die Auswirkung entscheidend davon ab, daß die Bevölkerung an die weitere Stabilität des Kaufwertes unseres Geldes glaubt. Dabei denken wir nicht nur an stabile Güterpreise. Auch die Wertpapiermärkte müs-

sen nach Ansicht des Sparers gesund und stabil sein, wenn er die Steuerbegünstigung ausnutzen soll; er will doch sein Vermögen nicht „schrumpfen“ sehen.

Auch wenn wir andere Maßnahmen noch hinzunehmen, scheinen uns die Wirkungsmöglichkeiten dieser „Gegengiftkur“ nicht im rechten Verhältnis zur Größe der Aufgabe zu stehen. Die Hauptlast der Gegenwirkungen hat die Bank Deutscher Länder zu tragen. So sehr wir sicher sein können, daß dort nur in nüchterner Sachlichkeit und höchster Verantwortung vor dem Volksganzen entschieden wird, so bedauerlich ist doch, daß die Notenbank durch das Übermaß jenes Bündels von Vorschlägen, das ohne die nötige Rücksichtnahme auf die wirtschaftspolitischen Wirkungen entstand, in solch exponierte Rolle gedrängt wird. Wie bedenklich das ist, zeigte sich mit Blitz und Donner bereits, als nach ihren letzten Beschlüssen der Bundeskanzler der Notenbank vorwarf, mit diesem „schweren Schlag gegen die Konjunktur“ neben seiner Mittelstandspolitik auch seine „Außenpolitik der Stärke“ zu stören. Was müßten Wirtschaft, Fraktionen, der Kanzler erst sagen, wenn schärfere Maßnahmen ergriffen werden müßten, weil Regierung und Parlament entgegen besseren Ratschlägen Maßnahmen durchführen, die die Spannungen verschärfen, statt die Notenbank zu unterstützen! Schon die Möglichkeit solcher Situation ist bedrückend. Denn in Zeiten stärkster Anspannungen kann die Notenbank *allein* die Währung nicht halten, wenn sie nicht durch eine den Umständen angepaßte, die Ausgaben drosselnde Wirtschaftspolitik der Regierung unterstützt wird. Eine Unterstellung der Währungspolitik unter die „Politik“ kann allerschwerste Gefahren bringen, wenn die Politiker zu sehr auf ihr Gefühl und die Interessenten statt auf unabhängige Sachkundige hören.

Wer die wahre Stimmung der „kleinen Leute“ kennt, weiß, wie sehr die Erhard, Schäffer und Vocke mit ihrem Ziel, den Kaufwert des Geldes stabil zu halten, dem Willen — nein, dem Verlangen, des Volkes entsprechen. Es sollte sich mehr darum kümmern, daß man deren Rat auch im politischen Bereich folgt und vor allem — daß niemand die Unabhängigkeit der Notenbank antastet.

Friedrich Lemmer

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Sich über *Amerika* zu mokieren, wird allmählich zum europäischen Gesellschaftsspiel. Es ist ein bequemes Spiel, weil man ernstlich von den Amerikanern nichts zu befürchten hat und ein beruhigendes Spiel, weil es von der Beschäftigung mit den Sowjetrussen ablenkt. Was ist nicht alles zu hören oder zu lesen über die angeblichen Gefahren des Amerikanismus. Leider wird selten klar, was Amerikanismus eigentlich ist. Bei näherer Betrachtung erweist er sich in der Regel als Zusammenfassung sozialer Folgeerscheinungen der fortschreitenden Technisierung und Industrialisierung, die noch ungewohnt und deswegen verächtlich sind. Anti-Amerikanismus kann ebensoviel und ebensowenig bedeuten. Zum Teil ist er gewiß auf die mildere Sprache des Kreml zurückzuführen, die Dulles' starren Anti-Kommunismus ungeschickt, ja ausweglos erscheinen läßt, zum anderen Teil aber hat die amerikanische Politik es nicht verstanden, ihre Ideen im Kalten Krieg durchzusetzen. Niemand sieht das deutlicher als die amerikanische Presse. So schreibt *Newsweek* (30. 4. 56) in einem ausgezeichneten Round-up, daß die amerikanische Propaganda zu viel Wert auf materielle Gesichtspunkte gelegt habe: „Zu oft ist der asiatische Intellektuelle, der etwas über Lincoln erfahren will, deprimiert und enttäuscht, daß man ihm stattdessen endlose Ausstellungen modernster Fernsehapparaturen und blitzender Automobile zeigt.“ Auch scheint es der Zeitschrift wenig sinnvoll, amerikanische Modellhäuser in einer Gegend zu zeigen, wo die Leute ihr Wasser aus dem nächsten Bach holen. — Vgl. auch Dan Lacys Aufsatz über amerikanische Bücher im Ausland in *Foreign Affairs*, April 56.

Aber nicht nur mangelnde Vertrautheit mit der Psychologie ihrer Freunde und Feinde erschwert es den Amerikanern, ihre Ziele überzeugend bekanntzumachen. Parlamentarier und Regierungsmitglieder sind selber oft nur schwer davon zu überzeugen, daß eine wirksame Propaganda viel Geld kostet, dessen Nutzeffekt nicht von heute auf morgen zu sehen ist. So wurde das Budget der USIA, der staatlichen Informationsabteilung, der wir in Deutschland so unschätzbare Einrichtungen wie die Ameri-

kahäuser verdanken, im März um etliche Millionen Dollar gekürzt. Das Richtiger wäre angesichts der sowjetischen Offensive wohl gewesen, den Etat um die verlangten 55 % zu erhöhen. Denn die Sowjets fügten die 10 %, die sie neuerdings vom Militärhaushalt abstrichen, eilends dem Agitationsbudget zu. Daß Amerika dem nichts entgegengesetzt, müssen seine Freunde bedauern. Professor Philip E. Mosely, einer der hervorragendsten politischen Wissenschaftler Amerikas, zog unlängst folgende Schlüsse aus der Aktion der sowjetischen Grinseköpfe: „Vor allem müssen die Amerikaner in der neuen Phase des sowjetischen Lächelns noch genauer erkennen, daß die Gefahren, die sie durchlaufen, keine kurzfristigen sind. Von keiner Politik, keiner Geldzuwendung und keiner Administration kann erwartet werden, daß sie ein für allemal mit ihnen fertig werden. Ob es den Amerikanern paßt oder nicht: was sie tun oder lassen, wird einer von zwei entscheidenden Faktoren für die Gestaltung der Welt von morgen sein. Wenn schon die Amerikaner sich die ernstesten Gedanken machen über die zu große Voraussagbarkeit der sowjetischen Ziele und Taktiken, so werden wahrscheinlich die Analytiker des Kreml sich beständig die Köpfe zerbrechen über die Unberechenbarkeit der amerikanischen Meinungen und Handlungen. Eine starke, stabile und berechenbare amerikanische Position in der Weltpolitik ist nun das wichtigste Element in einer zunehmend schwankenden Gleichung der Kräfte.“ (*Europa-Archiv*, 9/56).

Zur *Hochschulreform* äußerten sich im Mai gleich zwei bekannte Zeitschriften. Im *Monat* (92) schreibt Hans Heigert über die „verlorene“ und in *Wort und Wahrheit* (5/56) berichtet Ivo Frenzel über „verschleppte“ Hochschulreform. Beide Autoren erlebten die Wiedergeburt der deutschen Universität nach 1945 als Studenten. Ihre Beurteilung erhält dadurch einen besonderen Akzent. Denn wie sie auch in Einzelheiten voneinander abweichen mögen, ihr Bedauern über den heutigen Stand der Dinge ist einmütig. Bemerkenswert auch, daß nicht Professoren oder andere direkt mit dem Problem befaßte Personen, etwa Ministerialreferenten, sondern Publizisten, die

betrübliche Bilanz ziehen, der wir uns nun zuwenden wollen.

Lehre, Forschung und Bildung gelten seit Humboldt als Aufgaben der deutschen Universität. Von ihr haben sie die Hochschulen als Verpflichtung übernommen. Aber weder die Universitäten noch die Hochschulen sehen sich heute imstande, dieser Dreieinigkeit gerecht zu werden. Die gesellschaftlichen Grundlagen der Bildung sind unsicher, die Forschung erschließt sich immer neue Details, sie erfordert stärkere Spezialisierung und die Lehre sieht sich einer konstant zunehmenden Zahl von Lernenden gegenüber. Da die Hochschule auf der Vereinigung aller drei Gebiete wenigstens formell beharrt, verschlimmert sich ihr Zustand hoffnungslos. Sie hält mit den wachsenden Anforderungen nicht Schritt.

Das augenscheinlichste Beispiel ist das fatale Mißverhältnis von Lehrer- und Schülerzahl. Die Erscheinung an sich ist international. In allen Ländern fehlt es an Lehrkräften, in allen hat sich die Studentenzahl in den letzten fünfzig Jahren vervielfacht. In der Bundesrepublik wirkt sie sich dahin aus, daß ein Ordinarius 1951 durchschnittlich 56 Studenten hatte, 1927 aber nur 43, 1907 bloß 34 und 1880 gar nicht mehr als 20. Heigert bemerkt zu diesen Angaben mit Recht, daß sie ein unvollkommenes Bild geben, weil sie auch wenig gefragte Lehrstühle einbeziehen, die durch die Jahrzehnte unvermindert nur ein Dutzend Studenten anzogen. Sieht man von ihnen ab, so ergeben sich für die zentralen „praktischen“ oder auch die in der Staatsprüfung verlangten Fächer Zahlen von 500 oder 600 Studenten vor einem Lehrstuhl. Viel wurde hier durch Vermehrung der Lehrstellen getan, doch nicht genug. Beide Autoren berichten von neuen Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben, daß für die neugeschaffenen Lehrstellen sich nicht genug Personal findet.

Der Beruf des Hochschullehrers kann im augenblicklichen Wettbewerb aller Wirtschaftszweige um qualifizierten Nachwuchs nicht recht konkurrieren. Die Spezialisierung der Wissenschaften verlängert das Ausbildungsalter, Promotions- und Habilitationsalter steigen, „das Risiko für alle, die nicht bis zu der auf Lebenszeit beamteten Stelle eines Ordinarius oder planmäßigen Extraordinarius aufrücken, ist unzumutbar groß

geworden“ (Frenzel). Das sogenannte „Nichtordinariatenproblem“ lähmt die Hochschulen auch noch, nachdem in den letzten Jahren der vorsintflutliche Privatdozent, dessen Hauptaufgabe darin bestand, durch sein bedürfnisloses Dasein den studierenden Söhnen reicher Bürger ein Beispiel zu geben, zu verschwinden beginnt. An seine Stelle tritt der Diätendozent, tritt das verstärkte Heer der Assistenten und Oberassistenten. „Tatsache ist nun, daß die Hochschule diesen Mitarbeitern, auf die sie so dringend angewiesen ist, ihre Leistung nur sehr ungenügend dankt . . . Der Oberarzt einer Klinik mit zehn bis fünfzehnjähriger Berufserfahrung und dem Titel eines außerplanmäßigen Professors hat heute durchweg die Rechtsstellung eines Oberassistenten, d. h. er ist Beamter auf Widerruf ohne Anspruch auf Altersversorgung, befindet sich in einer ständigen Abhängigkeit vom Ordinarius und gilt besoldungsrechtlich als ‚noch in Ausbildung befindlich‘. Bedenkt man, daß der Entschluß, an der Hochschule zu bleiben, meist den Verzicht auf Verdienstmöglichkeiten mit sich bringt, wie sie sich außerhalb der Universität für den Arzt, den Juristen, den Nationalökonom durchweg finden, so muß es als unbillige Härte erscheinen, daß die rechtliche Sicherung eines Hochschullehrers vor Erreichen des Ordinariats sehr gering ist und zu anderen Beamtenlaufbahnen in gar keinem Verhältnis steht.“

Trotzdem hängt am Gelde nicht alles, Heigert weist energisch daraufhin. Auf den beiden ereignisreichen Konferenzen zur Hochschulreform in Hinterzarten 1952 und Honnef 1955 unterhielt man sich denn auch intensiv über neue Wege, den Bildungsauftrag der Hochschule vom Stoff her zu retten. Fragt Heigert: „Was könnte geschehen, um das allgemeine Wissen vom Ort und Wert unseres Denkens und Tuns zu vermitteln, dabei aber das Fachstudium nicht zu vernachlässigen? Unumgänglich erscheint es, die Studienpläne zu reformieren. Am wenigsten haben das vielleicht die medizinischen Fakultäten nötig, am meisten wohl die Juristen, aber gleich danach die Techniker und die Naturwissenschaftler. Es ist zweifellos richtig, daß die Lehrstoffe sich in einer Weise vervielfacht und aufgegliedert haben, daß kein Raum und keine Zeit mehr übrig bleiben, anderen Dingen nachzugehen als eben den Fachproblemen. Indes weisen

die Herren aus der Praxis immer wieder darauf hin, daß die Hochschulausbildung, mag sie auch äußerst speziell sein, selten speziell genug ist, eine bestimmte Aufgabe zu bewältigen. Wäre es also nicht besser, auf die allzu weitgehende Aufgliederung der Lehrgebiete zu verzichten, dafür aber die Grundlagen und das Gerippe solider zu vermitteln und mehr das fachliche Denken zu schulen, weniger aber Einzelergebnisse zu vermitteln?“

Es wäre nicht nur besser, sondern entspräche auch dem Sinn der Universität. Ausbildung des Denkvermögens statt Ansammlung von Stoff ist der einzige Weg, auf dem Universitas überhaupt möglich ist. Leider haben es viele Professoren vergessen, oder wenn sie es nicht vergessen haben, so gebietet ihnen doch mitunter die Atmosphäre des Kollegiums, dem Prüfling Stoffkenntnisse abzuverlangen, die keinen Ausweis für akademische Reife darstellen. Ich sage bewußt „die Atmosphäre des Kollegiums“, weil Frenzel und Heigert diesen wichtigen Punkt taktvoll unerwähnt lassen. Sie sind zwar beide der Meinung, daß die Fakultäten nicht genug für die Reform getan haben, ja, daß die Ministerien gelegentlich mehr Interesse für das Notwendige aufbringen als die Hochschulen selber. Es fehlt, erklärt Heigert, an „kulturpolitischer Energie und der Wirklichkeit verbundener Redlichkeit“, und Frenzel befürchtet, daß man in Selbstzufriedenheit auf die Prüfung der Fundamente verzichte und sich mit dem „neuen Innenanstrich in einem alten Haus“ begnüge. Beides zielt auf Humboldts Satz, das wichtigste an der Universität sei die Auswahl der in Tätigkeit zu setzenden Männer. Wie aber soll sich eine autonome Körperschaft erneuern, die auf der Basis der Kooptation arbeitet, wenn sie nicht an Haupt und Gliedern einwandfrei ist, über alle Zweifel so erhaben, daß sie eigentlich keiner Erneuerung bedarf? Man sollte von den Fakultäten nichts fordern, was sie nach den Anfechtungen und Gefährdungen der letzten Jahrzehnte nur in glücklichen Ausnahmefällen leisten können. Nur Münchhausen konnte sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen, und das auch nur in einem gesunderen Klima als dem der Bundesrepublik. Das korporative Bewußtsein, das manche Beobachter als die Voraussetzung der Erneuerung betrachten, stellt sich bei der gegenwärtigen

gen Personalstruktur nicht von selber ein. Es muß sich an der Beziehung zur Umwelt entzünden. Wie in Göttingen qua Schlüter, oder in Spanien durch Francos Politik (*Science and Freedom*, April 56). Rechnen darf man darauf nicht. Denn es hat sich, von Göttingen abgesehen, die deutsche Universität das im Nazismus verlorene Selbstbewußtsein noch nicht wieder erworben.

Länder und Landschaften Deutschlands in ihrer Verschiedenheit auf sich wirken zu lassen ist eines der billigsten Vergnügen in unserer teuren Zeit. Dringend seien die illustrierten Heimatzeitschriften empfohlen, die mehr oder weniger das große Vorbild von *Merian* anstreben, oder gar Martin Hürlimanns, mit dem Geheimnis ewiger Jugend begabte *Atlantis* nachmachen, ohne die Grazie und das Format dieser beiden zu erreichen.

Aus der Vielzahl seien heute *Baden* (8. Jahrgang, Braun Karlsruhe) und die *Hessischen Hefte* erwähnt. „Baden“ bietet wohlabgewogene Monographien von Städten und Landschaften, die „Hessischen Hefte“ haben mehr den Charakter einer fortlaufenden Berichterstattung. Bei aller Anerkennung der redaktionellen Sorgfalt und der in einzelnen Nummern zum Teil erstklassigen Illustration, fehlt doch eine gewisse Geschlossenheit. Die Ursachen scheinen außerhalb der Redaktion zu liegen. In „Baden“ stört die Untermischung des redaktionellen Teiles mit Anzeigen und auch die Texte klingen gelegentlich an die Werbeschriften von Verschönerungsvereinen an. In den „Hessischen Heften“ wird manch guter Ansatz offensichtlich aus technischen Gründen abgebrochen.

Man bedauert dies umso mehr, als die Zentralen für Heimatdienst erhebliche Steuergelder für Veröffentlichungen ausschütten, die infolge ihrer bescheidenen Aufmachung nur wenig Leser anziehen.

Sollte es da nicht Mittel und Wege geben, die heimatpolitischen Interessen mit der Nachfrage nach wirklich repräsentativen Ländermonographien zu verbinden? Die Texte dürften dann freilich nicht von Verkehrsbeauftragten und Landräten geschrieben werden, sondern sollten das Reservoir erstklassiger Schriftsteller, Historiker und Journalisten ausschöpfen, die es in jedem Land gibt. Eine gelungene Anthologie ansässiger Lyriker zum Beispiel zeigt in den „Hessischen Heften“, daß es da kaum Schwierigkeiten geben dürfte. Harry Pross

Zeittafel vom 15. April bis 15. Mai 1956

18. 4. Bulganin und Chruschtschew zu zehntägigem Staatsbesuch in England.
19. 4. USA, Großbritannien, Sowjetunion und neun weitere Staaten einigen sich über die Satzung einer Atomenergiebehörde.
20. 4. Bundesparteitag der FDP in Würzburg.
23. 4. WEU-Parlament tagt in Straßburg.
24. 4. Aus der FDP ausgeschiedene Politiker gründen „Freie Volkspartei“.
25. 4. Tödliche Zusammenstöße zwischen türkischen und griechischen Zyprioten in Nikosia.
26. 4. Bonner Debatte über militärische Verpflichtungen der Bundesrepublik in der NATO (Wehrpflichtdiskussion).
Kriegsminister Cepicka, CSR, amtsenthoben.
27. 4. Bundesparteitag der CDU in Stuttgart. Vier Stellvertreter für Adenauer bestellt.
28. 4. Teilamnestie Pankows für politische Häftlinge bevorzugt Sozialdemokraten.
30. 4. Außenminister von Brentano in London und Paris.
Personalstärke der Bundeswehr 10 000 Mann.
1. 5. Truppen im Gazastreifen auf Sichtweite zurückgenommen.
3. 5. Vier Angeklagte des zweiten Madrider Studentenprozesses zu Gefängnis und hohen Geldstrafen verurteilt, „staatsfeindliche Propaganda“.
4. 5. Wehrpflichtgesetz vor dem Bundestag.
6. 5. Ministerausschuß der NATO in Paris.
7. 5. Staatsbesuch Titos in Frankreich.
8. 5. Auseinandersetzung über Indien gefährdet Einheit der amerikanischen Gewerkschaft (CIO/AFL).
11. 5. Weitere Verschärfung des algerischen Bürgerkrieges.
13. 5. Ulbricht läßt erkennen, daß die sowjetische Deutschlandpolitik auf einen Sturz Adenauers bei den Wahlen 1957 spekuliere.
13. 5. Kommunalwahlen an der Saar: CDU 27,1 %, DPS 24,4 %, CVP 23,3 %, SPD 18,6 % und KPD 6 %.
14. 5. Erster Großstreik gegen Automatisierung in Coventry beendet.
15. 5. Sowjetische Abrüstungspläne mit Zurückhaltung aufgenommen.

Das Grab des Neides

Vorabdruck aus der gleichnamigen Erzählung, die der Verlag Piper zum 50. Geburtstag des Dichters in neuer Bearbeitung aufgelegt hat. (Besprechung in diesem Heft.)

Die Messenier hatten, bevor sie sich gegen die Spartanischen Räuber zu dem zwanzigjährigen Ringen erhoben, heimlich eine Botschaft nach Delphi geschickt. Doch die Priester des Orakels stellten sich auf die Seite der Starken und rieten von einer Erhebung gegen die neuen Herren des Landes ab. Die messenische Jugend aber schickte in aller Stille zwei junge Bildhauer, die Brüder Timon und Philadelphos, auf eine einsame Insel, die der Küste ihres Landes gegenüberlag. Diese Insel war ein berühmter Ort. Zeus hatte, als er mit den Titanen kämpfte, die Insel, welche Ähnlichkeit mit einem liegenden Mann hat, für einen auf der Flut schlafenden Riesen gehalten und seinen Blitz auf sie herabgeschleudert, wofür er den Spott aller Meeresgötter erntete. Da verfluchte der Donner die Insel, und seit dieser Zeit war sie unfruchtbar, öde — und des Nachts wurde ein Ächzen, wie von einem getroffenen Riesen, aus den Felsenspalten vernommen. Diese Insel schien den zum letzten entschlossenen Messeniern der richtige Platz zu sein, denn hier würde kein Spartaner erscheinen. Die beiden Brüder aber, die beim ersten Einfall der Spartaner nach Ägypten geflohen waren, hatten dort die Kunst gelernt, die man damals in Griechenland noch nicht kannte: Bilder der Götter zu gießen aus Bronze, Bilder, die größer waren als die Menschen. In vielen Nächten brachte man den Brüdern alles auf die Insel, dessen sie bedurften, und sie gaben ihnen Helfer bei und ließen sie dann allein. Die beiden Brüder sollten jeder für sich das Bild der Siegesgöttin gestalten, und welchem es am besten gelinge, der sollte der Sieger sein und vor seinem Bild sollten sich die Streiter vor ihrem Auszuge versammeln.

Die beiden Brüder begannen ihr Werk, jeder unter seinem Dache und weit voneinander getrennt, und sie besuchten einander nicht mehr, bis sie Botschaft aufs Festland geben konnten: die Göttinnen beide warten, kommt und wählt.

Philadelphos, der ältere der Brüder, erwartete, daß Timon in seinen Schuppen käme, um seine Nike zu sehen; doch Timon kam nicht. Da ging Philadelphos unter das Dach des Bruders, und als er der Göttin ansichtig wurde, griff er mit der Hand nach seinem Herzen, als hätte ihm jemand daraufgeschlagen. Timon aber fragte nicht einmal: ob ihm, ob dem Bruder das Bild gefalle, — er saß still da und betrachtete sein Werk.

Da ging Philadelphos, und als er ins Helle trat, war sein Schritt schwer geworden, als hänge die Erde daran. Seine Augen verkniffen sich vor dem Licht. Am Abend dieses Tages aber rief er seine Helfer und ebenso die des Bruders zusammen. Auch Timon ließ er bitten, unter sein Dach auf die andere Seite der Insel zu kommen, damit alle die schönere Göttin des Timon beim Weine verehrten. Alle kamen dieser Einladung nach, Timon aber war in seiner Freude bald vom Weine trunken. Gegen Morgen trugen Philadelphos und ein anderer den Bruder in seinen Schuppen und legten ihn vor seiner Göttin nieder. Da nun der Helfer gegangen war, stürzte Philadelphos die Bronzestatue auf den trunkenen Bruder hin, daß sie der Länge nach über ihn fiel und ihn erschlug.

Als die trunkenen Helfer auf den Felsen ringsum von der Sonne geweckt wurden und nach Hause kamen, fanden sie den toten Timon und erhoben ein großes Geschrei. Sie richteten die Göttin auf, den Erschlagenen ließen sie liegen. Philadelphos aber sprach, als man ihm den Tod seines Bruders zu melden kam: „O der Glückliche, trunken hat er die Göttin angefleht und ihre Füße umschlossen und ein Zeichen verlangt, ob sein Bild ihr angenehm sei. Nun gab sie ihm das Zeichen und ließ ihn den schönsten Tod sterben.“

Philadelphos aber nutzte die Tage, er schmolz das eigene Bildwerk zusammen und machte daraus eine Platte, groß genug, daß sie einen Mann bedecken konnte. Und als die Gesandtschaft der Alten eintraf, mit richterlichem Spruch unter den Bildern zu wählen, da fanden sie Timon begraben und seine Göttin stand zu den Füßen seines Grabes.

Die Platte aber, die Philadelphos über das Grab des Bruders gedeckt hatte, trug die Inschrift:

„O ihr Neidischen all, steht still am Grabe des Neides.
Gibt es schöneren Tod, als mir der Neid ihn bereitet?
Seht, die Siegesgöttin, die meine Hand mir gebildet,
Teilte das Lager mit mir, und unter dem bronzenen Kusse
Sank ich tiefer hinab, wohin kein Neid uns mehr folget.
Heiligen Neides gewiß, ruht Timon im Grabe des Neides.“

Ein Besuch

Aus einer Folge von Tapisserien

Als wir den See verließen
fiel auf ihr Gesicht grünes
Licht.

Ich weiß nicht, ob sie verstanden hatte,
warum wir gekommen waren. Die weißen Schaumflossen des Sees
verwandelten ihren Kummer in eine kindliche Freude
über die ganz unerwartete Abwechslung.

Doch ist das nicht das richtige Wort.
Der Kummer lief ihr gleich den kurzen Weg, den wir
zum Haus zu gehen hatten, entgegen,
und sie erkannte ihn nicht mehr. Der ganze Tag
schien nur noch da zu sein, um zu beweisen,
daß der Vorrat an Freude über einen unerwarteten Besuch
unerschöpflich ist.

Der Kummer war nur noch an den Füßen.
Ich sah selten solche Bereitschaft, elendige
Enge zu zeigen. Sie nötigte uns, auf Betten zu sitzen.
In Wolle gestecktes Holz.

Ich ängstigte mich für sie, wenn sie sich heftig
umwandte, weil sie, während sie das Essen bereitete
(und sie hätte sich das nie nehmen lassen),
teilnahm am Gespräch, als wäre sie ausgehungert nach fremden
Worten. Ich fühlte, daß es ihrem Nacken
ganz ungewohnt war, sich friedlich zu überlassen; es bestand
doch die Gefahr, daß er brechen könnte, es
war nicht weiter zu erklären. Vielleicht, weil
in der Armut der Nacken nicht mehr das Wohlgefühl kennt,
und daher plötzliche Freude ihm Gefahr bringt.

Sie war eilig. Hoch
sprangen an ihr die kleinen Sorgen, eigentlich nicht aufschiebbar,
doch für den Besuch zu verheimlichen.
Es gibt keine Ausreden für die Freude. Der See funkelte zu sehr.
In ihr war nur das Bedürfnis, alles Weinen
vergessen zu haben. Am kurzen braunen Haar sah man die sprunghafte
Pflege, an den Händen, daß
niemand, auch sie selbst nicht, sie
beschwichtigte.
Ihr Kopf suchte hin und her, suchte anzuknüpfen.

Prüfte sie den Mund auf eine Sehnsucht?

Waren nicht die Menschen aus jener,
aus der früheren Zeit, und wir waren solche, dabei,
ihren Mund nachzuzeichnen, in der alten Form?

Doch sie konnte nicht sitzen bleiben,
sprang auf, als hätte sie sich an dem Stück
stiller Zeit geschnitten.

Weder Tür noch Fenster schlugen, alles
stand offen. Eine paradiesische Ruhe. Solche
Ruhe schien sich zwischen den armen Möbeln
nicht zu lohnen. Und dabei hatten wir
das peinliche Gefühl, daß wir mit den Erzählungen
das Haus auftrennten, wenn sie
sich freute und lachte glaubte ich eine Zerstörung
zu hören. Es ist also die Frage, ob man Vergangenheit
mitbringen darf, durchaus. Der Mund, zwar aus der Ruhe des
schönen Fürsichseins längst geraten, hatte sich
zu uns verleiten lassen. Die Freude, ihre Freude, jetzt,
riß eine Leistung mitten hindurch. Es ist die,
so lange allein bleiben zu können.

Nun hieß es, sich zu wappnen gegen ein Traumspiel,
vielleicht gegen eine Flucht. Womöglich wiegte sie
sich ein in das Nachformen alter Küsse. Das
Lächeln in den Augen verriet, daß sie,
so rasch sie die Traumfüße trugen, zurück
wollte, vierzehn Jahre zurück. Sie konnte, wenn man sie nicht
anzuhalten vermöchte, schon mit einem Schreck im Herzen
an den Weg eilen —

Das Holz riecht. Der See. Das Summen. Eine Wunde am Knie —
eine Stunde nach unserer Abfahrt, in der
so schwierigen Stunde, bevor die Straße wieder
lebendig wird am frühen Nachmittag.

Hatte sie verstanden, warum wir da waren?

Niemand hatte sie stören wollen. Doch ist
das Eindringen wie Schuld, wenn es nicht
Hilfe bringt. Was brachten wir?

Wir erschrecken vor dem Versuch,
daß einer hinnimmt, ohne zu verstehen.

Ich finde, daß es ans Herz greift, wenn einer
so geduldig bleibt,

wenn die Welt sich ganz verändert,
und er es hinnimmt als einen Schreck,

den er nicht versteht —

als wir den See verließen

fiel auf ihr Gesicht grünes Licht,

das Feld, über das wir gingen, staubte vor Einerlei,

der Lack des Autos war stark und glänzte,

ohne daß sie widerstand.

Sie würde es glauben, wenn jemand käme und sagte: es sei alles ein Irrtum.

Es ist immer noch ein Irrtum, daß sie in Not ist. Es ist ganz anders, denn wie

könnte es sonst sein, daß ihr niemand hilft?

Und warum soll man über Irrtümer sprechen?

Ich begreife nicht, wo sie ihre Sehnsucht

läßt. Es kann nicht sein, daß man sich an sie erinnert.

Sie gehört zu denen, über deren Hilflosigkeit man erschrickt, wie über einen sehr großen Fehler.

An die man sich aber nicht erinnert.

Sie ist eine, die vergessen wird, weil ihr nichts glückt.

Was soll ihr glücken, wenn nicht der Schmerz?

Aber wie soll ein solcher Hals nur mit dem Schmerz leben — der dort gedeiht? Es ist unausdenkbar, daß er sich nicht

nach den Armen sehnt, die umschlingen. Das Unbeholfene

der Gestalt deutet darauf, daß ihr Heftigkeit

fremd ist. Es sind die Behenden,

die sich auf Langsamkeit verstehen. Die Lust ist eine Schnecke.

Das Unbeholfene

der Gestalt deutet darauf, daß ihr Heftigkeit

fremd ist. Man wird immer den Leib

von ihren Träumen trennen. Die Schnecke

wird die Träume überholen. Es ist darum so verzweifelt,

sie finden zu wollen. —

Ich komme. Es ist gleich, wann. Ich richte mich ein —

Wenn sie sich in ihrem gewöhnlich

geschnittenen Kleid bewegt, das fallende Schultern

sehen läßt, spürt man die Angst in der Eile.

Ein Spiegel springt. Es ist sehr, um an Verzeihung zu denken,

an eine, die überfällig ist, an irgendeine.

Es tut weh, wenn sie sich bewegt. Niemand scheint ihre

vergeblichen Bemühungen zu bedauern. Ihre Brüste sind

klein. Sie liebt die Anordnungen, sie dient mit offenem

Mund und hofft,

welch eine Überraschung ist das gute Wort.

Aber sie wird etwas haben, das sie retten will.

Es möchte niemand wieder von dort

verstoßen werden, wo er endlich einmal

neu ist, wie erfunden, wie ausgeschnitten

ohne Vor- und Nachher.

Dies Bild ist dann die Kostbarkeit. Sie will dem

anderen das Bild belassen, es ist an der Zeit, sich um

den anderen zu sorgen.

Denn die Enttäuschung ist ein Sterben seiner Welt.

Man muß es sehen. Und selbst? Für sich? Wer

sieht schon, wer getrunken hat? Man wäscht die Tassen aus.

Doch nicht enttäuschen,
es ist furchtbarer als aller Schmerz.

— Oh ja, ich komme gern, es macht nichts,
niemand stört mich —

Warum wollen sie verbieten, daß man
in dieser Stunde so ganz anders ist?

Warum müssen sie bestimmen, warum dürfen sie
bestimmen, daß einer immer derselbe bleiben soll?

Während wir um den Tisch saßen
achtete sie wie auf eine Kostbarkeit, daß es keinen
Irrtum gab. Ein Irrtum wäre gewesen, daß ihre
Armut in diesem Augenblicke galt.

Der Kummer war nur noch an den Füßen.

Die Armut galt nicht mehr.

Als wir den See verließen
fiel auf ihr Gesicht grünes Licht.

Es ist dies schnelle Abspülen der Hände so
schwer zu ertragen,
wenn man überraschend kommt.

Wie darf einer einen Menschen so aufscheuchen,
daß er an den roten Händen schamhaft reibt.

Ich habe das wirklich begriffen,
daß man immer als Frevler vor Armut steht,
weil diese Armut alles daran setzt, nicht
zu enttäuschen.

Als wir abfuhrten, sprang sie vor uns über die Straße,
um rasch die gute Seite zu gewinnen,
die Seite, an der sie lange winken konnte.

Sie griff schon mutig in den
Strauß der Freude, der stach, weil sie entwöhnt war.
Doch dieser Mut war unsere einzige Entschuldigung.
Hilfloser, armer, aufgescheuchter, übertriebener Mut!
Das Winken war schrecklich lebendig.

Zusammengewachsene Augenbrauen überwölbten ängstliche Augen,
die nur Wiedersehen aussendeten. Die Freude fror und
ängstigte sich.

Aber wie soll ein solcher Hals nur mit dem Schmerz
leben, der dort gedeiht? Es ist unausdenkbar, daß er
sich nicht nach den Armen sehnt, die ihn umschlingen.
Und das Unbeholfene wäre so gern einmal zu Hause.

Das Karussell am Meer

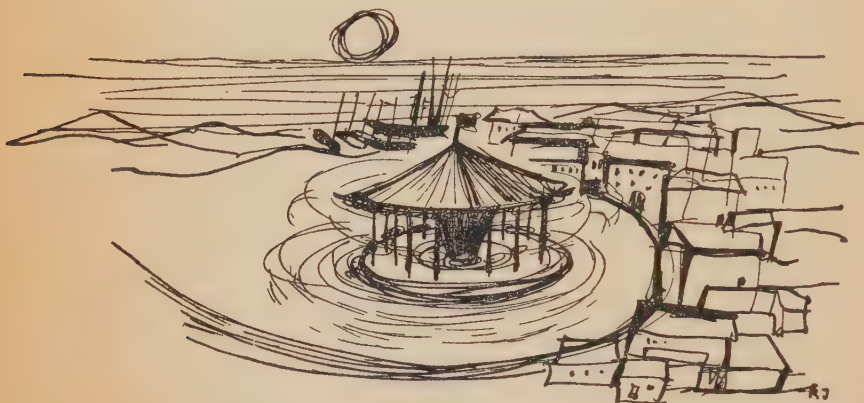
Erzählung

Dies geschah im ersten Jahrzehnt seines Lebens: der Knabe reiste mit einer älteren Dame, die ihn wie ihr eigenes Kind liebte, zur Ferienzeit ans Meer. Er fand keine Worte in jener Stunde, da er zum ersten Male vor der endlosen Weite des großen Wassers stand. Ein unbändiges Gefühl drohte die kleine Knabenbrust zu sprengen. Und dieser unendliche Himmel über ihm! Gar manches Mal schwebte er damals träumend gleich Ikaros der Sonne zu, um immer wieder zurückzustürzen in seine kleine Knabenwelt. Aber der Sand am Strand war weich, dann wälzte sich der Hingestürzte mit spielender Lust in den Dünen. Wenn der Abend hereinbrach, wurde es märchenhaft festlich am Strand. Ein Karussell — die einzige Sensation, die das kleine Fischerdorf den Feriengästen bieten konnte — drehte sich, mit bunten Lämpchen illuminiert, zu den fröhlichen Klängen einer Musikorgel im Kreise. Zwei Pferdchen zogen das Karussell rundum. Der Knabe saß auf einem hölzernen Rößli, und er staunte mit großen Augen in die Umwelt, an der er kreisend vorüberglitt. Und wenn ihn das Karussell immer und immer wieder an der Seeseite vorbeitrug, war es ihm zumute, als möchte er auf seinem hölzernen Pferdchen in das Meer hinaus — ja, in die Ferne — galoppieren. Diese Abende auf dem festlichen Karussell hinterließen in dem Gedächtnis des Knaben zauberhafte Eindrücke. Dort schloß er auch Freundschaft mit einem andern Knaben, der wie er ins kleine Fischerdorf gekommen war, um Ferienwochen zu verbringen. Die beiden Jungen durften sogar manchmal auf den lebendigen Pferdchen des Karussellbesitzers reiten, und wenn die Tiere gebadet werden sollten, wurden sie von den Jungen ein Stück ins Meer hinaus geritten. Das war eine Lust! Am Ende der Ferienzeit mußten sich die beiden Knaben voneinander trennen, und sie sahen sich nie wieder im Leben. Der Abschiedsabend unter bunten Lampions blieb für immer im Gedächtnis unseres kleinen Bekannten haften.

Im zweiten Jahrzehnt seines Lebens geschah dies: der Jüngling sehnte sich nach dem Meer und nach dem Karussell, er reiste abermals in jenes kleine Fischerdorf. Diesmal allein. Er empfand die GröÙe des Meeres noch tiefer; aber das Karussell, das sich abends immer noch drehte, mit bunten Lämpchen illuminiert, zu den Klängen der verrosteten Musikorgel, verzauberte ihn nicht so traumhaft wie damals. Der Jüngling stand abseits und blickte ernst auf das kreisende Lichterspiel. Ein junges Mädchen ritt auf dem hölzernen Rößli und lachte dem Einsamen sprühend ins Gesicht. Aber es lachte ihm nur einmal zu, dann sah es ihn nie wieder an. Warum? Vielleicht, weil er ihm gar zu traurig schien. Der Jüngling entfernte sich von dem Karussell und wanderte

nachdenklich am Meeresstrand entlang. Das Rauschen der Wellen durchbrauste seine Seele, und die lustvolle Musik des Karussells verklang weit hinter ihm in der Ferne. Er legte sich in den weichen Sand und träumte in die Sterne. Ihm war, als ob sich das ganze Sternensystem wie ein Riesenkarussell um ihn drehte. Von dort oben aber lachte ihm kein Jungferlein zu. Unglücklich gestimmt kehrte er heim.

Im dritten Jahrzehnt reiste der junge Mann mit seiner Geliebten an das Meer. Er wollte ihr das Karussell und all den anderen Zauber jenes Erdenteilchens zeigen. Wie glücklich war die Braut, als sie beide auf dem Karussell, froh wie Kinder, verliebt ineinander wie Adam und Eva, im Kreise sich drehten. Dann wanderten sie beide am Strand entlang in die Ferne und ließen das festlich beleuchtete Karussell weit hinter sich. Sie legten sich gemeinsam in den Sand und träumten in den abendlichen Himmel. Die Sterne umkreisten sie, Sternschnuppen sprühten und weckten Wünsche.



Jahrzehnte später führten die beiden ihr Töchterchen ans Meer. Und wieder staunte ein Kind mit aufgerissenen Augen in die unbegrenzte Weite. Wieder ritt auf dem hölzernen Rößli des kreisenden Karussells ein Kind am Meer vorbei, und wieder sehnte sich ein junges Wesen — der Mann erkannte sich im Blick des Mädchens wieder — hinaus in das große Wasser. Das Mädchen war nicht mehr fortzubringen vom Karussell. Da gingen denn Mann und Frau den Weg am Strand entlang und ließen sich abseits nieder, um wieder zu träumen, was früher sie träumten. Das Sternekarussell kreiste über ihnen. Sie sahen auch ihr Töchterchen reiten auf dem weißleuchtenden Pferdchen über die Milchstraßen. Als die Eltern zurückkehrten zum kleinen Karussell, hatte sich dem Mädchen ein Knabe zugesellt. Er saß auf einem Rößli neben ihm, und beide scherzten und lachten miteinander, daß just die beiden lebendigen Pferdchen, die das Karussell im Kreise zogen, noch wilder zu galoppieren schienen. Als die Nacht hereinbrach, und darum das Töchterchen sich trennen mußte von dem Karussell und den Pferden und dem übermütigen Knaben, weinte es. Noch im Bett daheim



flossen der kleinen Jungfer die Tränen über die Wangen. Doch als der Mann zu ihr trat und ihr zuflüsterte: „Morgen, wenn die Sonne scheint, wirst du mit dem Knaben zusammen die lebendigen Pferdchen ins große Wasser reiten“, lachte sie unter Tränen und schlief ein. Und noch im tiefsten Schläfe lächelte das Mädchen fein. Und Mann und Frau träumten von Milchstraßenweiten

und begegneten dort dem lachenden Töchterchen und ihrem Knaben.

Am andern Morgen aber — als das Karussell noch immer schlief in seiner grauen Hülle — wurden die Pferde von den beiden jungen Menschen ins große Wasser hinüber zur Sandbank geritten. Mit ihnen kreischten vor Freude die Wellen des Meeres, und der Himmel strahlte heiterer denn je im goldenen Glanze. Der Mann, der seine Frau im Arme hielt, dachte: Was für große Sehnsüchte doch ein kleines Karussell zu wecken vermag, und solch ein Kind trägt sie weiter, die großen Sehnsüchte, hinaus in die Weite!

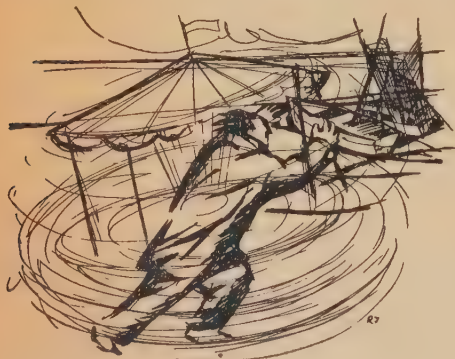
Allen festlichen Glanz löschte der Krieg mit einem Male aus, und er riß, was in menschlicher Wärme beieinander lebte, vielerorts erbarmungslos auseinander. Der Mann verlor seine Frau durch den Tod, und die Tochter, die sich bezaubernd entfaltete, zog mit ihrem Geliebten über das Meer auf einen anderen Kontinent. Der einsam gewordene Mann besann sich nach vielen Jahren noch einmal auf das Karussell am Meer. Wie sonderbar, daß der gleiche Ort immer wieder Anziehung auf den Menschen ausübt: der Ort des Verbrechens auf den Mörder, der Ort des echten Glücks auf den Sehnsüchtigen! Der Einsame suchte am Strande vergeblich das Karussell. Möglich, daß der grausame Krieg auch das kleine Fischerdorf heimgesucht hatte, möglich, daß der Besitzer des Karussells sein Eigentum mit sich genommen, als er fortgezogen, oder das lustige Ding in der Not des Winters als Heizmaterial verwendet hatte. Es war verschwunden. Auch von den Menschen, die hier einstmals hausten, war nichts mehr zu sehen. Nur das unendliche, gewaltige Meer rauschte noch immer in schwerer Melancholie. Der Mann schien genau die Stelle zu wissen, wo das kleine Karussell ehemals stand. Er setzte sich dort nieder und träumte vom Vergangenen. Bald suchte er einige verwitterte Holzstücke aus den Dünen zusammen und entzündete ein Feuer. In die Flammen sah er mit heißem, sehnsüchtigem Blick. Die brausenden Melodien der Meereswellen begleiteten den Feuertanz der einsamen Seele. Dem Manne war zumute, als umkreiste ihn ein Karussell wie damals, nur viel wilder und unheimlicher. Er er-

kannte Gestalten auf dem geträumten Karussell, die ihn teils mitleidvoll, teils höhnisch angrinsten.

Da sah er die Gesichter von Freunden aus der Jugendzeit. Sie hatten mit ihm auf der gleichen Schulbank gegessen, gescherzt, getollt, Indianer und Zigeuner gespielt, kühne Kämpfe mit ihm ausgetragen, um die Gunst blutjunger, schöner Mädchen geworben, erste Leidenschaften und Eifersüchte gefühlt, geliebt und gehaßt, und einer nach dem andern war dann in der Weite des Lebens verschwunden. Er sah die Gesichter seiner Feinde um sich kreisen, Jünglinge, die ihn zu lustvollen Wagnissen verführt und alsbald verraten, Schulmeister, die ihn verständnislos gequält, militärische Vorgesetzte, die ihn auf Kasernenhöfen gedrillt und gejagt, auf den Schlachtfeldern des Krieges aus Unterständen und Schützengräben heraus gegen den Feind gehetzt hatten, Männer in anderen Uniformen, die ihm mit todbringenden Waffen entgegengetreten waren und gegen die er sich wehren mußte, obgleich er sie nicht kannte. Er sah auf dem Karussell junge Frauen um sich kreisen, deren Schönheit, immer wechselnd, immer bezaubernder, immer hinreißender auf ihn einwirkte, ihn glücklich und wieder unglücklich machte, ihm alles verhieß und ihn dennoch enttäuschte, bis er endlich die Eine sah, die ihm das große, echte Erlebnis der Liebe bedeutete. Da wollte er das kreisende Karussell anhalten; aber es raste jetzt so schnell um ihn, daß er bei dem Versuche zu Boden stürzte. Im Schädel des Gestürzten kreiste das Karussell weiter. Jetzt sah er seine Tochter, zur faszinierenden Jungfer erblüht, auf dem kreisenden Karussell in einem alle Sinne entfesselten Tanze mit einem Jüngling, der eine knallbunte Jacke und eine weite samtene Hose trug. Je öfter das Paar vorüberkreiste, desto toller wurde der Tanz. Der Jüngling, überschäumend im Rausch, riß das Mädchen an sich, stieß es von sich, riß die Glühende hoch auf seine Schultern, warf sie in weitem Bogen ins Spagat, riß die lustvoll Kreischende abermals hoch in den Handstand auf seinen Händen, trug sie wie ein Amokläufer im Kreise herum, sprang mit ihr auf den Rücken eines galoppierenden Pferdes, und — alles stürzte mit einem Male in sich zusammen. Der grelle Aufschrei eines Publikums erschütterte die Luft. Das Licht erlosch und gleichzeitig das Feuer, an dem der Einsame

saß. Wie, dachte er, wenn nun das Mädchen mit gebrochenen Gliedern an Krücken humpeln müßte, durch Spelunken betteln ginge oder sonstwie unter die Räder des Schicksals geräte!

Der Träumer sprang auf, um seiner Tochter zu Hilfe zu eilen. Er sah die Ruine eines alten Fischerbootes. Das lag wohl schon damals, als er Knabe war, an dieser Stelle. Taumelnd fiel er über



Zeichnungen: Renate Jungers

den Bootsleib. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte zog er den Kahn ins Wasser, nahm von einem andern Boot die Ruder, setzte sich in das alte Schiff und ruderte hinaus aufs Meer, dem Horizont entgegen, weit, weit hinaus. Der Wind trieb die Wellen vom Strande weg in die Ferne und mit ihnen das Boot. Bald sah der Einsame kein Land mehr hinter sich, er sah nur noch Wasser und Himmel, dieser Himmel aber wurde immer mehr von schweren Gewitterwolken überzogen. Wie Schwefel so gelb schwelte der Himmel. Schwarz ritten Dämonen daher, zu Riesen gesteilt auf die Wolken. Furchterregend grollte der Götterzorn. Die Geister peitschten blitzend die aufbegehrenden Wellen. Der Einsame, vom Sturme immer gewaltiger gepackt und ins Unheil getrieben, fühlte sich auf dampfendem Rosse über das fiebernde Meer dahinrasen: O meine Sturmseele, hei, wie sie reitet! O Sturmherz, entbändigter Sinn! Ich bange, ich fürchte, ich schreie! Was lacht ihr, was höhnt ihr mich, Geister! Zerraset die Schwüle, zerspaltet die würgenden Wolkenmauern! Hernieder, ihr schäumenden Wasser! O Ritt aus der Nacht in den Morgen! O höllisches, göttliches Lachen! Und wahrlich, die Regenmassen schlugen nieder wie die Riesenpeitschen überirdischer Wesen. Das Boot wurde von den Mächten auf den bergauf und schluchtabwärts wogenden Wellen gewirbelt wie der Spielball des Schicksals schlechthin. Das Schiff des Träumers drehte sich in Kreisen, wie alles kreist, was da ist in den Welten. Alles wirbelt um Mitten, alles jagt wirbelnd von Mitten zu Mitten, durch Räume, durch Zeiten, durch Dunkel, durch Licht, getrieben und treibend, gesucht und suchend das Ziel, das glutrote Ziel. Der Einsame erschrak. Es tauchte am Horizont der glutrote Sonnenball auf. Jetzt wollte der plötzlich von der Angst Gepeitschte zum Strande zurückrudern. Vergeblich.

Es gab kein Zurück mehr für ihn. Die übermenschlichsten Anstrengungen führen uns nicht die Lebensbahn zurück. Je ausholender er die Ruder bewegte, desto weiter trugen ihn die stürmischen Wellen fort auf die hohe See in die unermessliche Ferne. Kein rettendes Schiff war in der Nähe. Kein Mensch sah das Mißgeschick des Einsamen. Der Sturm kehrte sich nicht um. Nur das Karussell sah der Unglückliche am entschwundenen Strande immer noch sich drehen, das Karussell seines Lebens, das Karussell, das immer kleiner wurde und endlich verloderte wie das Feuer, das dort entzündet war.

Die Helle eines erwachenden Tages nahm den Einsamen in ein neues Dasein auf. Und je kleiner das irdische Karussell in den Augen des Entschwindenden wurde und je mehr das Feuer, das er entzündet hatte, verlöschte, desto größer wurde das Kreisen um ihn, das ihn aufnahm, und desto farbenreicher leuchtete der geheimnisvolle Glanz des Alls, in das ihn der unendliche Traum auf den mehr und mehr sich beruhigenden Wellen hinübergleiten ließ. Irgendwo entstieg er seinem Boot und wanderte auf Milchstraßen weiter bis an ein neues Ufer, wo er ein anderes Lichterspiel kreisen sah, das noch schöner und noch lustvoller war und das seine Seele noch viel gewaltiger bewegte als jenes kleine — Karussell am Meer.

Karl Kraus' Aphorismen

Über *Karl Kraus* zu sprechen, schließt immer eine große Resignation ein; man müßte ihn zitieren, um ihm gerecht zu werden. Besonders, wenn von seinen Aphorismen die Rede sein soll, die der Kösel-Verlag jetzt neu herausgebracht hat. („*Beim Wort genommen*“. Herausgegeben mit einem Nachwort und Anmerkungen von Heinrich Fischer. 464 Seiten. DM 25,—.) „Der längste Atem gehört zum Aphorismus“, sagt Kraus einmal, und ein anderes Mal verrät er uns, warum, indem er sagt: „Ich könnte Hefte mit den Gedanken füllen, die ich bis zu einem Gedanken, und Bände mit jenen, die ich nach einem Gedanken gedacht habe.“ Das Ergebnis solch unendlicher Gedankenarbeit, ein kurzer Satz oder eine hochgespannte Periode, steht mit einer solchen naturnotwendigen Selbstverständlichkeit da, daß er mit Recht sagt: „Kein Mensch, der eine meiner gedruckten Arbeiten absucht, wird eine Naht erkennen. Und doch war alles hundertmal aufgerissen.“

Die „Themen“ seiner Aphorismen sind die Themen seines übrigen Lebenswerkes, und nur einige wenige können hier angedeutet werden. Huldigungen auf den Eros eröffnen alle drei Aphorismen-Bücher, den durch Heuchelei, Hysterie und sich selbst mißverstehende Religion geschändeten und vergifteten Eros. „Sie richten, damit sie nicht gerichtet werden“, sagt er von allen jenen, die aus einer Weltgewalt eine soziale Einrichtung gemacht haben, und ihrem Begriff falsch-konventioneller Sittlichkeit hält er entgegen: „Sittlichkeit ist das, was ohne unzüchtig zu sein mein Schamgefühl gröblich verletzt“. Eine ganze Reihe von aufs tiefste und empfindungsvollste variierten Aphorismen huldigen der der männlichen unendlich überlegenen Sinnlichkeit des Weibes, und einer der zartesten lautet: „Sie sagte, sie lebe so dahin. Dahin möchte ich sie begleiten!“

Immer wieder spricht er vom künstlerischen Schaffen in erotischen Gleichnissen. „Nur in der Wonne sprachlicher Zeugung wird aus dem Chaos die Welt.“ Oder: „Eines Dichters Sprache, eines Weibes Liebe — es ist immer das, was zum erstenmal geschieht.“ Dichtung ist Sprache, das Wesen der Welt. Der wahre Dichter geht bis zum Äußersten, sucht und findet die letzten Ausdrucksmöglichkeiten, erneuert das abgenutzte Wort. Gehalt und Form sind ihm nie zweierlei. „Was vom Stoff lebt, stirbt vor dem Stoffe. Was in der Sprache lebt, lebt mit der Sprache.“ Oder noch knapper: „Die Form ist der Gedanke.“ Daß Kunst den meisten nicht mehr ist als „der Aufputz für des Tages Müh' und Plage“, daß sie im Dienste des Kaufmanns steht, scheint ihm der Frevel höchster, und „die Vorstellung, daß ein Kunstwerk Nahrung sei für den philiströsen Appetit, schreckt mich aus dem Schlafe“. Er fluchte jenen Psychologen, die glauben machen wollten, „daß im Kunstwerk die Sexualität des Künstlers ‚sublimiert‘ werde. Eine saubere Bestimmung der Kunst, das Bordell zu ersparen!“ Er goß seinen ganzen Hohn über eine

Psychologie, die „den Dichter entlarvt. Ihr macht man nichts vor und sie weiß genau, was des Knaben Wunderhorn eigentlich bedeutet.“

„Die deutsche Sprache ist die tiefste, die deutsche Rede die seichteste.“ Sein Nationalismus, ungleich dem aller anderen, bestand darin, daß er sein Leben lang die „Schänder meiner Sprache“ haßte und mit seinem sprachgewaltigen, überlebensgroßen Hohn bekämpfte. Darum, auch darum, galt sein dreißigjähriger Krieg der Presse, in deren Walten er den Untergang der Welt durch schwarze Magie erblickte. „Keinen Gedanken haben und ihn ausdrücken können — das macht den Journalisten.“ Sie schreiben, diese Verderber und Entheiliger der Sprache, „weil sie nichts zu sagen haben, und sie haben etwas zu sagen, weil sie schreiben.“ Sie sind/ die eigentliche Gegenwelt des Dichters; ist diesem die Form der Gedanke, so sind ihnen „die Phrase und die Sache eins.“ Über alles können sie Worte machen, leere, unverpflichtete, die Gehirne benebelnde und die Phantasie tötende Worte. „Wenn einer ‚über die Ewigkeit plaudert, sollte er da nicht gehört werden, so lange die Ewigkeit dauert?‘ Von diesem Trugschluß lebt der Journalismus.“

Es ist nicht zu sagen, welche der beiden Mentalitäten ihm verhaßter war, die habsburgisch-österreichische oder die neudeutsch-wilhelminische. „Mir träumte neulich“, sagte er einmal, „die Völker Europas wahrten ihre heiligsten Güter gegen die schwarzgelbe Gefahr.“ Und er variierte ein bekanntes Wort Grillparzers, indem er reimte: „Hast du vom Kahlenberg die Stadt dir nur besehen, so wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehen!“ Die neudeutsche „Donnerwettertadellos“-Mentalität charakterisierte er mit dem Satz: „Die Deutschen sitzen an der Tafel einer Kultur, bei der Prahlhans Küchenmeister ist.“ Während des Ersten Weltkrieges sagte er: „Den Weltmarkt erobern: weil Händler so sprachen, mußten Krieger so handeln.“ Gegen Ende des Krieges sagte er: „Das Verlangen der Feinde nach Auslieferung der deutschen Artillerie ist ein Wahnsinn. Logisch wäre nur das Verlangen nach Auslieferung der deutschen Weltanschauung.“ Prophetisch mutet es heute an, daß er auf Grund gewisser Anzeichen im Ersten Weltkriege die Redensart „Das Volk der Dichter und Denker“, auf die sich allzuvielen so viel zugutetaten, wie folgt abänderte: „Die Deutschen — das Volk der Richter und Henker.“ Erinnt man sich jener deutschen Schriftsteller, die im Dritten Reich das nationalsozialistische Unwesen in allerlei Geheimsprachen verdammten (und man muß ihrer bei jeder Gelegenheit gedenken), so klingt auch dieser Satz des größten Satirikers der Weltliteratur prophetisch: „Satiren, die der Zensor versteht, werden mit Recht verboten.“

So leidenschaftlich sein Kämpfertum war, so hoffnungslos war es. Er wußte mit Kierkegaard, daß ein Mensch ein Zeitalter nicht retten, daß er nur aussprechen kann, daß es untergeht. „Der Teufel ist ein Optimist, wenn er glaubt, daß er die Menschen schlechter machen kann.“ Aber sein Kämpfertum war religiöser Art. Es will nicht viel besagen, wenn er sich manchmal gegen falsche politische Vertreter der Religion wandte. Viel charakteristischer für ihn ist ein Aphorismus wie dieser: „Die Religion wird die gebundene Weltanschauung genannt. Aber sie ist im Weltenraum gebunden, und der Liberalismus ist frei im Bezirk.“ Religiös ist der Kampf und das Sprachwerk eines Mannes zu nennen, dem das Wort der Logos war, der bei Gott ist.

J. Lesser

Das Grab des Neides

Zum 50. Geburtstag von *Stefan Andres* am 26. Juni 1956 hat sein Verlag R. Piper & Co. München seine gewichtige Erzählung „*Das Grab des Neides*“ in einer vorbildlichen Geschenkausstattung neu herausgegeben (125 S. DM 9,80). Wertvoll sind die 20 Kohlezeichnungen von Hans Fronius, eines Künstlers, der jüngst mit der Ausstellung seiner Arbeiten in Paris verdienten Erfolg hatte. Er hat sich vollendet in die Schwere der seelischen Atmosphäre der Erzählung eingefühlt.

Es ist ein düsteres Thema, das Stefan Andres mit Meisterschaft bewältigt hat, das uralte Motiv des Brudermordes. Ein Brüderpaar mit Vatersnamen Abel wuchs heran. Der Ältere lebensstüchtig und lebenshart, dem Jüngeren, einer fast engelhaften Erscheinung, gehörte die Liebe der Eltern, wie so oft bei Jüngeren — und der Ältere stand im Schatten. Der Wurm des Neides begann zu nagen. Der Jüngere, der mit dem Vatersnamen Abel auch als Vornamen angesprochen wurde, gewann alle Herzen. Im Kriege nun kam Abel zur Fliegerstaffel seines Bruders, der sich selber als Kind einmal den Namen Kain beilegte. Die Staffel lag in einem französischen Schloß im Quartier, und Germaine, die Tochter des Hauses, machte die unfreiwillige Wirtin. Zwischen ihr und den Fliegern wurden alle Schranken der Etikette unter den besonderen Umständen strikt eingehalten, sie aber gab sich auch als Mensch allein dem jüngeren Bruder gegenüber. Abel lehnte seiner ganzen Art nach das Kriegshandwerk und das blutige Geschehen ab. Er verletzte sich an einer Küchenmaschine seine rechte Hand, was den Verdacht der Selbstverstümmelung auftauchen ließ. Trotz der Wunde zwang ihn der ältere Bruder ins Flugzeug zum Feindflug, von dem er nicht zurückkehrte. Unter der schweren Gewissensschuld erlebte der Ältere einen inneren Zusammenbruch, verschloß sich aber einer letzten Selbstprüfung und Abrechnung mit den dunklen Daseinsmächten. Er zog sich auf eine Felseninsel im Griechischen Meer zurück, wo er mit einem Kauz als Leuchtturmwärter in völliger Abgeschiedenheit und Einsamkeit lebte. Wie kann ein solcher Konflikt gelöst werden? „Alle menschlichen Gebrechen heilet reine Menschlichkeit.“

Eine Iphigenie unserer Tage, Ina, Ehefrau und berühmte Fliegerin, bringt

ihm durch Schicksalsfügung Erlösung. Briefe der Germaine, auch einer Frau von reifer Menschlichkeit, hatte der Ältere uneröffnet zurückgehen lassen, weil er die harte Kruste seines Selbstschutzes durch nichts durchbrechen lassen wollte. Nun kommt die Fliegerin mit ihrem Mann auf eine Nachbarinsel, um Kain zu finden, und bringt ihm die Botschaft von Germaine, eine Erzählung „*Das Grab des Neides*“. Es gelingt ihr, sein Herz zu rühren, und wir verlassen ihn in der Gewißheit, daß er den Weg zu Germaine finden wird.

Diesen so schwierigen Stoff hat Stefan Andres gemeistert mit der ihm eigenen Gestaltungskraft in klarer Profilierung der Personen. Er deutet das Geheimnis des Zusammenhangs zwischen Landschaft und Mensch und des Wirkens der dunklen Lebenskräfte. Eine schönere Geburtstagsgabe konnten der Verlag und Stefan Andres den Freunden seines Schaffens nicht bescheren. R. P.

Csokor

Ein Österreicher weicht der nationalsozialistischen Invasion aus. Er verläßt Wien im Frühjahr 1938 — und damit beginnt eine siebenjährige Irrfahrt. „*Auf fremden Straßen*“ nennt Franz Theodor Csokor den Bericht über seine Erlebnisse (Wien-München-Basel 1955, Verlag Kurt Desch. 319 S. DM 11,50). Csokor erfährt den Krieg ungleich erschütternder als viele seiner europäischen Zeitgenossen. Denn seine Straßen folgen tage- und wochenlang der haarscharfen Grenze zwischen Frieden und Krieg. Diesseits jener Grenzlinie war das Ungeheuerliche noch nicht recht auszudenken, jenseits davon wird es bald nicht mehr zu beurteilen sein. Aber Csokor sieht in Abgründe, ehe sie sich vor der Gewohnheit wieder verschließen.

Die menschliche wird mit der politischen Katastrophe verbunden. Csokors Weg führt von Polen in weitem Halbkreis durch Südosteuropa bis an die Adria. Das ist gerade jener Bogen, über den der europäische Rundblick seit je in etwas flüchtiger Drehung schweifte. Zu Unrecht! Der deutsche Beobachter zum Beispiel hat daher das demokratische Selbstbewußtsein Europas nach 1918 nie recht kennengelernt, das die west- und die osteuropäischen Demokratien in einem zeitcharakteristischen Sentiment vereinte. Seit 1945 sind die Quellen hierfür verschüttet. Deshalb droht auch

der Krieg im Südosten in unserer Alltagsmeinung zu einer „Balkanaffäre“ herabzusinken. Csokor besitzt noch aus altösterreichischer Tradition die Vorkenntnisse, um Vorurteile dieser Art richtig zu stellen.

Doch er selber berichtet als Augenzeuge. Seine Urteile leugnen nie ihre Schranken. Das ist sicher die beste Art, Wesentliches auszusagen, ohne umfassenderen Geschichtsforschungen vorzugreifen. Aber seine Aussagen reichen — auch in ihrer sprachlichen Form — über den Anspruch des Augenzeugenberichtes weit hinaus, sie verdichten sich im wirklichen Wortsinn zu einem Bekenntnis, das den Menschen sucht. *Ferdinand Seibt*

Ärgernis und Zuversicht

Seltsam! Heißt es nicht in den Satzungen des Prix Goncourt, daß der mit dieser höchsten literarischen Auszeichnung Frankreichs geehrte Autor dem breiteren Publikum noch unbekannt sein müsse? Der Grande Sartreuse *Simone de Beauvoir* jedenfalls dürfte es nicht an „Publicity“ mangeln. Doch was kümmern uns Prinzipien — und im übrigen macht sich die mit dem Goncourtpreis Bedachte nicht einmal schlecht in diesem erlauchten Reigen. Zumindest muß man ihr zugestehen, daß sie wacker jener Tradition der Goncourts huldigt, in der weder das Feigenblatt noch das Blatt vor dem Munde eine große Rolle spielen. Simone de Beauvoirs ältere Romane beweisen es nicht einmal so sehr wie ihr jüngstes Werk: „*Die Mandarins von Paris*“ (Hamburg 1955, Rowohlt Verlag, 701 S. DM 19,80), in der sauberen und lebendigen Übersetzung von Ruth Ücker-Lutz und Fritz Montfort. Doch die Bedeutung dieses gewiß unnötig umfangreichen Buches liegt nicht im Literarischen — dazu wird die Sprache gar zu sehr als Transportmittel verstanden. Es ist auch nicht „der Geist der verzaubernden Langeweile“, wie Thomas Mann einmal das Knüpfen eines riesigen epischen Teppichs genannt hat, und ebenso wenig die Existentialanalyse, die uns aus dem „*Deuxième Sexe*“ der Lebensgefährtin Jean Paul Sartres schon vertraut ist und hier noch einmal in lebensvollen, intensiven Dialogen exerziert wird: zum größeren Teil ungemein eindringlich, überzeugend und schmerzhaft aufrichtig. Der Wert dieses mit gallischer Präzision geschriebenen Buches muß anderswo gesucht werden: in der Darstellung des

französischen, meist linksradikalen Intellektuellen der Nachkriegszeit. Ohne Zweifel, „*Les Mandarins*“ ist ein eminent politischer Roman.

Natürlich findet der Literat sein schrulliges Vergnügen daran, wenn er in dem Philosophen Robert Dubreuilh einen gereiften Sartre erkennt, in dem Publizisten und Romancier Henri Perron den Dichter Casmus, in dem einstigen Stalinisten und jetzt vom Amerikanismus „angekränkelten“ Victor Scriassine so manchen Zug Arthur Koestlers und in Anne Dubreuilh die Autorin selbst — ganz abgesehen von dem raubautzigen Chikagoer Ganovenerzähler Lewis, hinter dem sich wahrhaftig kein anderer als Nelson Algren verbergen kann. Aber dieses Versteckspiel hat nur insofern einen Sinn, als es dem Verständnis der geistigen Situation dient. Die Pikanterie von Anne Dubreuilhs *Liaison* mit dem Amerikaner Lewis jedenfalls gewinnt dadurch nicht — im Gegenteil!

Simone de Beauvoir geht es genau genommen nur um die eine Frage: ist es dem Intellektuellen unserer Zeit möglich, eine politische Stellung zu beziehen und für sie mit dem Wort zu kämpfen, ohne damit seine Freiheit aufzugeben, von der und für die er ja gerade als Intellektueller lebt? Die Autorin weiß die Antwort nicht, kann sie auch nicht geben, weil es keine allgemeingültige Antwort gibt. Jeder muß für sich selbst entscheiden. Das Groteske dieser Frage ist, daß sie zu einer Zeit gestellt wird, die mit einem Bürgerkrieg wenig gemein zu haben scheint und doch nur aus dem Bürgerkrieg erwachsen kann: Hie das Streben um politische und geistige Unabhängigkeit, da der Kampf um die Macht der Meinungsbildung. Simone de Beauvoir nimmt uns die Entscheidung nicht ab. Aber sie vertraut unserem Herzen und dem unbekannten nächsten Tag. Wir sollten es ihr nachtun.

Voll Ärgernis und Zuversicht ist dieser Roman, voll Ärgernis und Zuversicht ist aber auch das Werk des Amerikaners *Henry Miller*: „*Plexus*“ (ebenda. 596 S. DM 19,80); in der bewundernswerten Übertragung von Kurt Wagenseil. Denn „*Plexus*“ ist das Buch vom Menschen, der aus der Bahn geworfen ist. Das Epos eines Rebellen also, mehr noch: eines Anarchisten, dem das Schicksal des Ichs, des Einzelwesens, des Menschen wichtiger ist als das der ganzen Welt. Er, den Oswald Spengler den Prototyp

des „intellektuellen Nomaden“ genannt haben könnte, zeichnet sich mit den nervösen, nichts beschönigenden Strichen eines Mannes, der unsere Zeit als die Hölle erfahren hat. Würde man ihn nach seinen Brüdern fragen, so spräche er von Dostojewski, von van Gogh, von denen, die sich nie anpaßten, nie zur Schablone wurden, die nichts mehr von ihrer Zeit erwarteten und doch voll Glauben und voll Liebe waren.

Ganz gleich, ob Henry Miller von einem jüdischen Freund berichtet, der im Straßengewirr New Yorks in lärmenden, begeisterten Reden die „Mysterien“ von Hamsun zu feiern beginnt oder ob er von jenem genialischen Statistiker erzählt, der im Unflat haust und dabei über die chinesischen Weisen meditiert — oder ob er von seinen eigenen Erlebnissen als ambulanter Bonbonhändler spricht: immer ist es das Heimatlose und zugleich Heimwehkranken, das all diese Menschen charakterisiert. Immer sind sie Einsame. Aber: „Je einsamer man ist, um so enger ist man der Welt verbunden. Vereint mit der Welt. Plötzlich sieht man klar, daß Gott, als er die Welt erschuf, sie nicht preisgab, um sich irgendwo im Vorhimmel der Betrachtung hinzugeben. Gott schuf die Welt und trat in sie ein: das ist der Sinn der Schöpfung.“

In einer solchen von Gott durchwirkten Schöpfung „besteht das große Wunder darin, am Leben zu sein — und der schönste Sieg, aufs äußerste wach, aufs äußerste lebendig zu sein.“ Es sind dies die letzten Worte des englischen Romanciers D. H. Lawrence. Henry Miller macht sie zu seinem Bekenntnis und zum Leitsatz seines Manifestes: „Laßt uns aufs äußerste lebendig werden, das ist es, was ich euch zu sagen versuchte.“ Und er sagt es uns mit seinem eigenen Leben, aus dem er mit einer erschreckenden Offenherzigkeit erzählt: dieses Leben, das vom Hier und Jetzt gesättigt ist, von dem „immer und ewigen“ Augenblick; aber auch von den Träumen, von den Erinnerungen an die Kindheit im Straßendschungel New Yorks; von den Hungerjahren eines unablässig an sich arbeitenden Schriftstellers; von der nicht endenwollenden Qual, schreiben zu müssen, ohne die tausendfältigen Eindrücke in eine gültige Form gießen zu können; von dem fast raubtierhaften Kampf, sich die Unabhängigkeit, die Freiheit zu bewahren.

Obwohl Henry Miller mit den Mitteln des Naturalismus arbeitet und in seinen gewaltigen Wortschatz auch das Vokabular der Spelunken und der Gosse aufgenommen hat, ist er doch nie ein Naturalist, ja nicht einmal ein Realist. Denn ihm kommt es nicht darauf an, die Außenwelt zu registrieren; er will vielmehr alles mit allem verschmelzen. Welch eine innere Vitalität dies inmitten allgemeiner Auflösungserscheinungen erfordert, können wir höchstens ahnen. — Henry Miller ist den Weg des religiösen Menschen gegangen. Es ist ein taoistischer Weg: die unbedingte Treue zu sich selbst und das herrliche, feste Vertrauen in das Leben. Daß dieser Weg jedoch „a rosy crucifixion“, eine einzige, lange „rosafarbene Kreuzigung“ war, das beweist mit jedem Wort dieses ungewöhnliche autobiographische Werk.

Helmut M. Braem

Liebesromane — von gestern und heute

Es gehört zum zeitgenössischen Kritikerdeutsch, dem Liebesroman keine literarische Chance mehr zu geben: man verweist ihn auf das weite Feld der sentimentalen Unterhaltungsproduktion, die meist zugleich für das Kino arbeitet. Gefühle, gar noch liebliche, so sagt man, würden keine großen Worte mehr vertragen.

Hans Erich Nossack, um den es nach dem surrealistischen „Interview mit dem Tode“ still wurde, hat uns mit seinem vorzüglichen neuen Roman „*Spätestens im November*“ (Frankfurt-Berlin 1955, Suhrkamp-Verlag. 400 S. DM 13,80) eines besseren belehrt. Mit diesem Buch schlägt er alle Unkereien in den Wind: der gute, ja große deutsche Liebesroman der Fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts liegt vor. Er spielt im Milieu des Wirtschaftsaufstiegs: die sensible, vereinsamte Frau eines Industriellen verläßt ihre Familie, um mit dem industriepreiskrönten Schriftsteller in das möblierte Zimmer einer heftigen, aber unbefriedigenden Liebe zu ziehen. Diese Flucht muß mißlingen: der Schriftsteller lebt für die Dame zu sehr „nach innen“, seine Schreibmaschine wird zum Totengeläut der leidenschaftlichen Verbindung, und die Rückkehr in die Villa des ehrgeizigen Nudelfabrikanten bleibt nicht aus. Dort aber, im späten November, holt sie der Schriftsteller wieder heraus, um mit ihr bei einem Verkehrsunfall zu sterben. — So banal wie die Geschich-

te klingt — sie ist von überwältigender Schönheit. Kein Wort verliert Nossack mit der Beschreibung äußerer Umstände unserer Nachkriegslandschaft. Die Katastrophe wartet im Inneren der Scheinwelt, in der wir leben, bis sie ausbrechen und ihre Akteure zerstören kann. Die Sprache des Autors ist untertemperiert, die Leidenschaften finden wie in überdimensionalen Eisschränken statt. Es wird ausgelassen, um dadurch mehr zu sagen — welch' ein Spiel, das großartige Trümpfe birgt! Nossack weiß sie auszuspielen. Die Spannung wirkt — trotz oder gerade wegen der Verlegung in das Reich der Gefühle — nervös und gespenstisch, bis die letzte Wahrheit ausgesagt ist. Respekt vor einem deutschen Romancier, der dieses Buch wagte! *Louise de Vilmorin* dagegen, die dem Amouren von gestern verpflichtete französische Autorin, läßt ihre graziöse Feder einen Stoff behandeln, der in dem Roman „*Belles Amours*“ (München 1955, Biederstein-Verlag. Buchschmuck von *Eva Schwimmer*. 192 S. DM 9,80) eine der üblichen Dreieckslieben geschmackvoll und gediegen wiedergibt: man langweilt sich bei diesem Monsieur Zaraguirre und seiner liebesgirrenden Frau, die dem jungen Bräutigam entläuft, um den ältlichen Lebemann zu verbrauchen und zu enttäuschen. Peter Gan hat dieses Impromptu nach altem Rezept elegant ins Deutsche übertragen. Das Vergnügen an diesen Belles Amours ist gering, es bleibt von gestern — und, Pardon, Madame, das konnten einige Ihrer Landsleute viel besser!

Wolfgang Paul

Mit Witz und Pfiff...

Wenn man sich Jean Gionos Vorschlag erinnert, daß man den Literaten auferlegen müsse, „ihre Geschichten wie im Orient auf dem Markte zu erzählen und so nach Verdienst zu leben“, dann hätte sich M. Y. Ben-gavriel gewiß schon ein großmächtiges Kalifenschloß errichten können und speiste von goldenen Schüsseln.

Weitab von jenen modernen Autoren, die das naive Vergnügen an der Kunst des Erzählens uninteressant finden, schwelgt der in Witz und Pfiff des levantinischen Lebens verliebte Poet und langjährige Mittelostkorrespondent höchst angesehener Gazetten in seiner à la Scheherezade formierten Erzählung der diabolisch grotesken Aventuren „*Das anstößige Leben des Großen Osman*“

(Berlin 1955, Ullstein Verlag. 208 S. DM 9,80).

Was dieser Schrecken scheinheiliger Mönche, habgieriger Händler und korrupter Polizisten an (recht einträglichen) Schelmenstreichen verübt — wozu ein wohllassortiertes Häuflein nur theoretisch mit allen Wassern gewaschener Gaunerknaben bereitwillig beiträgt — ist des herzhaften Amüsements der abgebrühtesten Leser sicher. In der orientalischen althergebrachten Eulenspiegelliteratur ist durch Ben-gavriel der Anschluß an die Gegenwart hergestellt — durch ein Werk, das sehr wohl geeignet ist, die bei uns noch viel zu wenig bekannte Literatur des modernen Israel kräftig zu manifestieren.

Arnold Landwehr

Ischia

Von den 115 Wiedergaben kleineren und großen Formates der hervorragenden Photographin gelten 85 der Insel Ischia und 30 der kleineren Nachbarinsel Procida. *Kay Yvonne Trüb*, „*Ischia und Procida*“ (Zürich 1955, Fretz & Wasmuth. DM 29,65). Sich gerade diese beiden Inseln zum Thema bildlicher Verlebendigung gewählt zu haben, ist ein besonders glücklicher Gedanke von Yvonne Trüb gewesen. Und es erhöht Wert und Bedeutung des Bandes, daß die inhaltsreiche Einführung in Erdschichte und Geschichte Ischias — beides mutet geradezu romanhaft an! — aus der Feder Professor Paul Buchners stammt, des Historikers der Insel, bedeutenden Ausgräbers und Gründers des sehr wichtigen archäologischen Museums von Porto d'Ischia, unter dessen Leitung soeben die älteste griechische Nekropole außerhalb Griechenlands, an der Bucht von San Montano, zutage gefördert wird; diese Ausgrabungen vermitteln ganz umwälzende Erkenntnisse. Ischia: hier wütete Sulla im Bürgerkrieg, hier ragt das Aragonesenschloß, in welchem Lucrezia d'Alagno, die Geliebte Alfons' I. von Neapel herrschte, wo Cesare Borgia im Kerker lag, wo die Aragonesen in einer dramatischen Stunde der Geschichte ihrem Thron entsagen mußten, wo Vittoria Colonna den Marchese Pescara heiratete, wo sie ihre frühesten Gedichte schrieb und einen festlichen Musenhof hielt. Unvergleichliche Insel, auf der Ibsen den *Peer Gynt* gedichtet hat und von der Lamartine, der auf Procida seine *Grazielle* schrieb, sagte, die Berührung mit ihr heile alle Leiden. —

Der Bildband wird jene Menschen nach Ischia rufen, die sich den Sinn für Unvergängliches bewahrt haben — fern von den Plattheiten der Fremdenindustrie, vor deren jede Schönheit vernichtenden, alles vergewaltigenden Fangarmen kaum mehr etwas sicher ist. Hingewiesen sei ferner auf die Neuauflage des Buches von *Edgar Kupfer-Koberwitz* „*Ischia. Die vergessene Insel*“, die der Christian Wolff Verlag in Flensburg (384 S. DM 12,80) besorgt hat. *Hans Kühner*

Das versunkene Volk

Das Werk, das wir hier anzeigen „*Das versunkene Volk, Welt und Land der Etrusker*“ (Frankfurt a. M. 1955, Verlag Heinrich Scheffler. 168 S. 79 Tafeln. DM 18,50) wurde von *Sibylle von Cles-Reden*, einer Schülerin von Ludwig Curtius, geschrieben. Sein Konzept liegt zwanzig Jahre zurück, die von Studium und, was wichtig ist, von Wanderungen durch das tyrrhenische Hauptgebiet des versunkenen Volkes ausgefüllt waren; denn ohne die Kenntnis des Bodens von Latium, Toscana und auch Umbrien ist an eine Erforschung etruskischer Kunst und Religion nicht zu denken: ein Volk, dessen bedeutendste Hinterlassenschaft in seinen Nekropolen ruht, ist nur aus seiner Erde zu begreifen. Und hier stellt sich das erste Rätsel: die Tyrrhenier waren keine Autochthonen des italischen Bodens, sie tauchten schon als Meister in den Künsten, als große Seefahrer, geschulte Städtesiedler an der Westküste auf, schufen binnen kurzem ein mächtiges Reich inmitten halbbarbarischer Stämme; sie beeinflussen die mediterrane Welt in einem Maße, das aus der vorchristlichen Antike nicht wegzudenken ist und, wie Frau von Cles-Reden nachweist, stark auf die Kultur des Abendlandes eingewirkt hat. Vermischt mit Griechischem und später Römischen, hat ihr Werk doch immer die eigene Signatur, es zeigt einen unbeirrbaren Individualismus bis in die Stunde ihres tragischen Untergangs, denselben Individualismus, der ihre Staatsgeschäfte bestimmte, und den wir bei ihren italienischen Söhnen wiederfinden. Es ist bekannt, daß die Herkunft der Etrusker unbekannt ist, so wie ihre Sprache, obwohl man ihr Alphabet entzifferte. Dem Eroberergemetzel Sullas verdanken wir, daß alles, was ihre geistige Verfassung, ihr politisches und moralisches Gesetz dokumentieren könnte, unterge-

gangen ist; wir wissen nichts von ihrer Literatur, nichts von den Persönlichkeiten ihres öffentlichen Lebens. Wir müssen uns an das Kunstwerk halten, das unter der Erde die Zerstörungsflammen überdauerte, und an die einzigartigen Nekropolen, deren Kult und Symbol es noch zu lösen gilt. Frau von Cles-Reden stellt über die vielfältigen Rätsel der Etrusker keine Hypothesen auf, sie schiebt auch die Frage nach der Herkunft gewissermaßen in den Nebensatz. Nach einem Abriss über die Entwicklung aus der nebelhaften Frühe bis in die unumstößlichen Facta der Geschichte versucht sie das Vorhandene zu deuten und daraus auf die geistige und künstlerische Kapazität zu schließen. Das macht sie so vortrefflich, daß Wissenschaftler und Laien die gleiche Freude daran haben werden; Wissenschaftler, weil ihr Werk die Summe des bisher Erfassten zieht und dabei auf soliden Fundamenten ruht; Laien, weil sie auf unprätentiöse, aber ohne Popularitätssucht erregende Weise ein faszinierendes Bild gibt. Das Buch ist vorbildliche Geschichtsschreibung im weitesten Sinne. Die Ausstellung etruskischer Kunst, die heute durch Europa reist und

Neuerscheinung

RUDOLF PANNWITZ

König Laurin

Ein Episches Gedicht

88 Seiten — Kartoniert DM 6,80

Bei dem mittelalterlichen Stoff vom König Laurin und seinem Rosengarten tritt in dieser Dichtung der historische und ritterliche Rahmen in den Hintergrund, um das zwischen den sichtbaren Ereignissen in jeder Zeit Waltende und die Ereignisse Beherrschende deutlich zu machen. So wird die alte Sage durch ihre Grundbestimmung bedeutsam für unsere Zeit.

VERLAG HANS CARL · NURNBERG

für viele Beschauer das karge Schulwissen über die Etrusker zum ersten Mal vor eine großartige Kunstoffenbarung stellt, wird in der Essenz dieser Veröffentlichung fortleben, wenn die einzelnen Werke wieder in ihre Museumsvitrinen zurückgekehrt sind.

Beigegeben sind in sinnfälliger Wahl Aufnahmen ausgezeichneter Photographen. (Warum aber ließ man das größte Sammelbecken etruskischer Kunst, das Museo archeologico in Florenz ganz aus dem Spiel? Die Wiedergabe der berühmtesten etruskischen Plastik, der Chimäre, vermißt man ungern.) *Max Krell*

Linguistik

Vor Weihnachten 1955 kamen zwei Werke von hoher Wichtigkeit für die Erkenntnis des Wesens der Sprache heraus: der Philosoph Max Picard faßte die Ergebnisse seines lebenslangen tiefen Denkens zusammen in dem Buch: „Der Mensch und die Sprache“; der Linguist *Hans Arens* gibt mit der Neuerscheinung „*Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart*“. (Freiburg-München 1955, Verlag Karl Alber, Orbis-Band 1/6. 568 S. DM 34,—) einen fundamentalen Überblick über die Entwicklung seiner strengen Wissenschaft, der für den engeren Kreis seiner Fachgenossen bestimmt ist und sicher zu einer fruchtbaren Klärung der vielfachen, sich widerstreitenden Ansichten dienen kann. Bezeichnend ist, daß die eigentlichen Sprachschöpfer außer Dante in diesen 550 Seiten nicht genannt werden, während sich Picard gewichtig auf Klopstock, Goethe, Hölderlin und Jean Paul bezieht. Der originalste deutsche Sprachdenker Hamann wird nur flüchtig erwähnt. Die Leistung des Werkes, über das einem Nichtfachmann kein Urteil zusteht, besteht darin, daß man, geführt von einem hervorragenden Kenner und überlegenen Kritiker, die Auffassung aller europäischen Forscher und Philosophen von den Zeiten der Griechen bis auf Wundt, Marty, Weisgerber, Malinowski, Firth und Tagliarini über Philosophie, Psychologie, Soziologie und Biologie der Sprache der indogermanischen Völker erfährt. „Die Sprache im Mythos“ wird vorangestellt; wir finden den Anfang für alle Beschäftigung mit der Sprache im Buche Genesis, „wo der Uranfang aufgezeichnet ist und wohin wir alle als zu unserem Anfang immer wieder zurückkeh-

ren“; erst bei der Begegnung mit andern Sprachen hört die Sprache auf, eine selbstverständliche Naturgegebenheit zu sein — nun gilt es sie zu deuten. Im Nachwort heißt es dann: das Wesen der ganzen Sprachwissenschaft und ihre immanente Paradoxie sei „Worte über Worte“, weil ihr Gegenstand und ihre Darstellungsmittel identisch seien! Der gelehrte Verfasser schließt mit dem Hinweis auf das wissenschaftliche Ziel: nämlich einer wahrhaft deskriptiven Grammatik aller Sprachen und damit der Sprache überhaupt. Diese Wissenschaft stehe am Ende des bisherigen windungsreichen Weges und am Anfang eines neuen, d. h. „der Schaffung der eigentlichen allgemeinen Sprachwissenschaft oder Linguistik.“

Friedrich Seebass

Widerstandsrecht

Es ist durchaus möglich, auch über schwierigste Fragen im Plaudertone zu handeln. Legitim ist es auch, daß ein Christ aus Worten der Heiligen Schrift seine Aufgabe, im Falle des Wissenschaftlers seinen Forschungsgegenstand, zu erhellen, ihm durch sie Ordnung und Maß zu vermitteln unternimmt. In beiden Fällen bleibt es ein Kriterium für Gehalt und Ertrag solcher Form oder solchen Verfahrens, ob der so dargebotene Gegenstand hernach dem kritischen Bewußtsein deutlicher, bestimmter, de-finierter vor Augen stehe.

Walter Schönfeld findet in seinem „Gespräch“ „*Zur Frage des Widerstandsrechts*“ (Stuttgart 1955, Kohlhammer. 62 S. Pp. DM 4,80) manche eindrucksvollen und geschickten Formulierungen, z. B. über die Aufgabe der Rechtswissenschaft, Widerstandsrecht als „echtes, rechtes Recht... eigener Art, dem Notwehrrecht ebenbürtig“ zu definieren oder den Staat zu mahnen, daß er „sich nur dann vor dem Untergang retten kann, wenn er wenigstens im Gericht Vernunft annimmt und die Selbstverleugnung im Dienste des Rechtes übt, zu der er als Staat verpflichtet ist.“ — Aufs Ganze gesehen bleibt jedoch der Eindruck, daß seine Darlegungen der doppelten Gefahr erliegen, im leichten Tone des „Gesprächs“ unpräzise zu zerflattern oder angesichts der Paradoxien einer lutherischen Theologie ihren Gegenstand aus dem Auge zu verlieren. Gerne stimmen wir dem Verfasser zu, wenn er, eigene frühere Positionen korrigierend, einem

positiven (nicht lediglich positivistischen!) Recht höhere Kraft zumeist als einem allzu simplen Naturrechtsdenken. Dennoch werden rechtsdoxologische Untersuchungen durch eine Laientheologie kaum gefördert, der das Einanderzugeordnetsein von Schöpfung und Fleischwerdung, Zeit und Ewigkeit nicht recht deutlich zu sein scheint. Mag für die Ethik des Widerstandes aus solchen Exkursionen manch befruchtende Anregung zum Nachdenken geschöpft werden — das Widerstandsrecht wird — als Recht! — nur geringen und wenig klaren Gewinn aus ihnen ziehen. *Hellmut Kämpf*

Die HJ

Die wissenschaftliche Erforschung des Nazisystems macht langsame aber erfreuliche Fortschritte. Vor allem sind es Dissertationen, die von verantwortungsvollen Soziologen, Politologen und Historikern angeregt werden und zur Wahrheitsfindung beitragen. Man muß sie doppelt willkommen heißen. Einmal der sachlichen Ergebnisse wegen, die sie erbringen, zum anderen, weil man hoffen darf, daß ihre Verfasser die Wege der Republik mit Argusaugen verfolgen und auf Grund ihrer Sachkenntnis der Restauration nazistischer Elemente entgegenreten. Besondere Aufmerksamkeit verdient deshalb die von Professor Abendroth edierte Schriftenreihe des Instituts für Wissenschaftliche Politik an

der Universität Marburg. In ihrem Rahmen liegt jetzt die erste zusammenfassende Untersuchung der „Hitlerjugend“ von Arno Klönne vor (Hannover und Frankfurt/M. 1955, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 109 S. DM 7,50).

Klönne stellt zuerst die historische Entwicklung dar und geht dann zu Einzelfragen über. Organisation und Aufbau, Arbeitsbereiche, die Stellung der HJ, ihrer Sondereinheiten, ihr pädagogischer Auftrag im System sind richtig gesehen und exakt dargestellt. Ein wichtiger Abschnitt gilt dem Widerstand der Jugend im 3. Reich. Auch ihre ideologischen Probleme, voran ihr Verhältnis zur weiterveretierenden Jugendbewegung erörtert Klönne mit Fleiß und Scharfsinn. Geringfügige Fehler finden sich in der Darstellung von Landjahr und Pflichtjahr, die im Gegensatz zum Landdienst keine HJ-, sondern Sache des Erziehungsministeriums waren, und im Kapitel über das Jungvolk, das offenbar allein unter städtischen Verhältnissen beurteilt wurde und deshalb zu geschlossen erscheint. Man wünscht, daß der Autor oder ein anderer, diesen wertvollen Ansatz zu einer Monographie über die Jugendorganisation im Rahmen des totalen Staates erweitert; die Studien von Heiden, Arendt u. a., vor allem der unübertroffene „Behemoth“ von Franz L. Neumann warten seit Jahren darauf, daß sie verarbeitet werden. *h. p.*

Hinweise

Meckauer, Walter: „Mein Vater Oswald“ (Stuttgart, Reclam, 76 S.). Eine Geschichte aus dem Breslau der wilhelminischen Zeit. Bei aller Liebe kritisch, wird hier so sorgsam, wie es nur sehnsüchtige Erinnerung vermag, die alte deutsche Stadt mit ihrem hintersinnigen und dick-schädlichen Menschenschlag gezeichnet.

Literaturverzeichnis der Politischen Wissenschaften 1955. Herausgegeben von der Hochschule für Politische Wissenschaften München (München, Isar-Verlag, 219 S.). An diesem Verzeichnis sind 399 Verlage der Bundesrepublik, Österreichs und der Schweiz beteiligt. Es erfaßt 1094 Titel und 111 Periodica. Ein ausgezeichnetes bibliographisches Hilfsmittel, das umfassende Orientierung über die neueste politische Literatur ermöglicht.

Radecki, Sigismund v.: „Der eiserne Schraubendampfer Hurricane“ (München,

Kösel-Verlag. 348 S. DM 12,80). Lebhafte begrüßte Neuauflage des Bandes „Alles Mögliche“ (1939), verstärkt durch Stücke aus dem „Schraubendampfer“ von 1929.

Lotar, Peter: „Das Bild des Menschen“ (Hamburg, Felix Meiner Verlag. 64 S. DM 6,80). Dritte Ausgabe des in dieser Zeitschrift 1953 gewürdigten Requiems.

König, Helmut: „Rote Sterne glühen“ (Godesberg, Vögelner. 104 S. DM 4,60). Die erste bemerkenswerte musikwissenschaftliche Untersuchung des zur Sowjetisierung Mitteldeutschlands verwandten Liedgutes — mit Notenbeispielen und Illustrationen.

Elbogen, Paul ed.: „Liebster Sohn... liebe Eltern“ (Hamburg, Rowohlt Verlag. 245 S. DM 9,80). Briefe berühmter Deutscher an ihre Eltern mit kurzen biographischen Einführungen. 22 Abbildungen.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

<i>Friedrich Heer</i>	Das Abendland und das Kleine
<i>Hans O. Staub</i>	Von der Fragwürdigkeit antikommunistischer Propaganda
<i>Werner Frauendienst</i>	Sozialpolitik Bismarcks — und heute
<i>Gerhard Knauss</i>	Hinter den roten Bergen von Seoul
<i>Wilhelm Sternfeld</i>	Ungesühnte Verbrechen
<i>Rodolfo Caltofen</i>	Federico Garcia Lorca
<i>V. O. Stomps</i>	Gertrud Kolmars lyrisches Werk
<i>Werner Bergengruen</i>	Der Alte. Novelle
<i>Thomas Mann</i>	Der Knabe Henoch. Skizze

Wer ist's?

Kurt R. Grossmann, New York, lange führendes Mitglied der Deutschen Liga für Menschenrechte, gewann seine hier publizierten Eindrücke auf einer Reise, die er in Vertretung von Wiedergutmachungsansprüchen unternahm. — Der schweizerische Professor Dr. phil. **Walther Hofer**, 1917 geboren, lehrt Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin. Im Verlag Kohlhammer erscheint von ihm demnächst „Geschichte zwischen Philosophie und Politik“. — Dr. **Ulrich Lohmar** war Vorsitzender des Sozialistischen Studentenbundes und ist jetzt Redakteur der Zweimonatsschrift „Die Neue Gesellschaft“. — Dr. phil. **Hans Maus**, 1920 im Saargebiet geboren, promovierte 1950 in Heidelberg mit einer soziologischen Arbeit über die deutsche Bürokratie, Werbefachmann. — Dr. phil. **Hans Joachim Sell**, geboren 1920 in Neustettin, Berufssoldat, dann Schriftsteller, hat u. a. einen Roman „Chantal“ (Neske, 1953) und eine ethnologische Studie „Der schlimme Tod bei den Völkern Indonesiens“ (Mouton & Co, Den Haag 1955) veröffentlicht, Mitarbeiter der Ev. Akademie Tutzing. — Der Lyriker **Uriel Kurt Mayer**, in Düsseldorf 1913 geboren, studierte bis zur Vertreibung durch die Nazis in Köln, Bonn und Berlin, lebt seit 1939 in Jerusalem, veröffentlichte 1941 Verse religiösen Inhalts und wurde in verschiedene Anthologien aufgenommen. In der DR war er im Heft 10/78 schon vertreten. — **Andreas Donath**, studiert Sinologie und Politik in Marburg.

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinter, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Jundt, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kiosk, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinsortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci Yokuxu 12.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5.—.

Probleme der Jugendliteratur

312 Seiten, engl. Br., DM 7,80 — Lwd. geb., DM 9,20

Referate der 2. Literaturpädagogischen Tagung
„Begegnung mit dem Buch“ in Düsseldorf 1955

INHALT:

<i>Werner Schütz</i>	Literaturpflege und Literaturpädagogik staatlich gesehen
<i>Gustav Siewerth</i>	Bild und Wort
<i>Theodor Rutt</i>	Sprachentfaltung und Sprachgestaltung im Kindes- und Jugendalter
<i>Hanns Ott</i>	Die heutige Situation des deutschen Jugendbuches
<i>Ruth-Gisela Klausmeier</i>	Das englische, französische und schweizerische Jugendbuch
<i>Fritz Pfeffer</i>	Gesichtspunkte für die Beurteilung und Bewertung des Jugendbuches
<i>Karl Langosch</i>	Jugendbuchforschung und Pädagogische Hochschule
<i>Else Schmücker</i>	Das Mädchenbuch
<i>Friedrich Rothe</i>	Gedanken zur Jugendliteratur
<i>Claus Ludwig Laue</i>	Das Bild des Menschen in der unterwertigen Literatur
<i>Georg Schückler</i>	Jugendschrifttum, Jugendschutz und Jugendpflege
<i>Walter Dirks</i>	Über Wesen und Unwesen des Kitsches
<i>Erich Thier</i>	Versuch über den literarischen Kitsch und seine Bedeutung im Leben
<i>Josef Peters</i>	Unterhaltungsliteratur und Kitsch pädagogisch und schrifttumspolitisch gesehen

A. HENN VERLAG · RATINGEN bei Düsseldorf



Ulrich von Hutten

Ulrich von Hutten war der erste deutsche Publizist, der das große Wagnis auf sich nahm, sich als Christ mit den Problemen der Welt zu befassen.

Ein bedeutender Leserkreis in der ganzen Bundesrepublik bestärkt die Publizisten von „CHRIST UND WELT“ darin, wie sehr in unserem Jahrhundert eine politisch kulturelle und sozial-kritische Zeitung notwendig ist.

Hier ist christlicher Glauben nicht sicheres Behagen, sondern Verpflichtung zu Unabhängigkeit, Aufgeschlossenheit und Freimut.

DEUTSCHE WOCHENZEITUNG

CHRIST UND WELT

STUTTGART · LIBANONSTR. 5



Jeder literarisch Interessierte liest das

BÜCHERSCHIFF

DIE DEUTSCHE BÜCHERZEITUNG

Eine unabhängige Literaturzeitung von Weltruf mit literarhistorischen Aufsätzen und Berichten, Autorenporträts mit bibliographischem Nachweis, Verlagsbildern und Buchbesprechungen.

Monatlich eine
Nummer
mit den Beilagen
„Buch und Film“
„Buch und Musik“
große Sonderausgaben
zu Weihnachten, zu
Ostern und zur
Frankfurter Buchmesse.

Vierteljährlich DM 2,— zuzüglich Zustellgebühr

Verlangen Sie Probenummer und Prospekt

VERLAG DAS BÜCHERSCHIFF



FRANKFURT a. M. - HÖCHST

*Eine bedeutende Neuerscheinung auf dem französischen Büchermarkt
aus dem Verlage GALLIMARD*

L'ENCYCLOPEDIE DE LA PLEIADE

hrsg. von Raymond Queneau

- Eine methodische Zusammenfassung der gegenwärtigen Wissenschaft
- Eine Geschichte der Entwicklung der Menschheit
- Ein Studienzyklus, unentbehrlich für alle geistig Interessierten

Soeben erschienen:

HISTOIRE DES LITTERATURES

hrsg. von Raymond Queneau

T. I: LITTERATURES ANCIENNES ORIENTALES ET ORALES

Entstehung der Literaturen — Alter Orient — Klassisches Altertum — Vorislamischer Orient — Orientalisches Christentum — Islam — Indien — Zentralasien — Äußerer Orient — Die Inseln — Wiederaufgefundene Kontinente.

1 Band, in Ganzleder geb.

HISTOIRE UNIVERSELLE

hrsg. von René Grousset et E. G. Léonhard

T. I: Des Origines à l'Islam

Frühgeschichte — Urgeschichte — Altes Ägypten — Das Alte Vorderasien — Vorhellenisches Griechenland — Klassisches Griechenland — Hellenisches Griechenland — Das Abendland und die Römische Republik — Das Universelle Römische Reich — Das Romanische Abendland und die Barbarischen Königreiche — Das Orientalische Kaiserreich bis zum 7. Jahrhundert — Indien — Der Äußere Orient.

1 Band, in Ganzleder geb.

Unterrichten Sie sich bitte bei Ihrem Buchhändler

4 bedeutende Bücher

Die erfolgreichsten Leute unserer Zeit

EGON JAMESON — GÜNTHER L. SCHWILL

So macht man Millionen

318 Seiten mit 104 Abbildungen auf 40 Tafeln - Ganzleinen - DM 15,80

Der Reeder Onassis, Aga Khan, Philip Reemtsma, Henry Ford II., Sonja Hennie oder Josephine Baker sind Zeitgenossen, deren sagenhafter Reichtum in aller Munde ist. Wie sie und viele andere Erfolgreiche unserer Zeit, — insgesamt 85 — zu ihrem Besitz kamen, darüber berichten Egon Jameson und Günther L. Schwill.

15 000 km durch die Sowjetunion

MARSHALL MACDUFFIE

Der rote Teppich

314 Seiten mit 65 Abbildungen und einer Karte - Ganzleinen - DM 13,80

Nach dem Tode Stalins wandte sich MacDuffie an Chruschtschew, gänzlich inoffiziell, und bat um ein Visum nach Rußland und die Möglichkeit, ungehemmt und ungehindert in Rußland reisen zu dürfen. Nach langer Verzögerung wurde ihm dies dann mit russischer Plötzlichkeit gewährt. „Der rote Teppich“ ist das Ergebnis: die ungeschminkte Geschichte dessen, was MacDuffie sah und hörte bei seiner Reise durch die Sowjetunion, Ukraine, Zentralasien, den Kaukasus und andere sowjetische Schlüsselgebiete.

Griechenland wie es heute ist

JOHANNES GAITANIDES

Griechenland ohne Säulen

375 Seiten mit 24 Fotos von Herbert List, einer farbigen Karte und einem farbigen Druck nach einem Aquarell von H. O. Buchner - Ganzl. DM 16,80

In temperamentvoll-eindringlicher Weise schenkt das Buch dem griechenlandfremden Leser ein buntes, lebendiges und erschöpfendes Bild von diesem Lande, das wie kein anderes ebenso vergangenheitsreich wie gegenwartsfrisch ist, und die Brücke und Pforte zwischen Orient und Okzident darstellt.

Der Zauber und die Unerbittlichkeit der Wüste

ROGER FRISON-ROCHE

Das Siegel der Sahara

427 Seiten mit 32 Tiefdrucktafeln und einer Karte - Ganzleinen DM 14,80

Es handelt sich bei diesem Tatsachenroman um das abenteuerliche Tagebuch einer Expedition nach dem geheimnisvollen Zentragebirge der Sahara. Frison-Roché ist wie T. E. Lawrence berauscht und gebannt durch die Größe und das Rätsel der Wüste. Bei ihm scheint Saint-Exupéry noch einmal lebendig werden zu wollen und Leo Frobenius' Forschungsergebnisse in der Einsamkeit Nordafrikas finden bei ihm erneut Bestätigung.

In allen Buchhandlungen



PAUL LIST VERLAG MÜNCHEN

Literatur • Film
Theater • Kunst

Clement Attlee

Heinrich Böll

Cesario Jose Cella

Jean Daniélou

Diego Fabrit

Theodor Hauss

John Hynd

Jacques Leclercq

Gabriel Marcel

François Mauriac

Dokumente

Christian Pineau

Giorgio La Pira

Philosophie
Theologie

Björn Rasmussen

Robert Schuman

Paul-Henri Spaak

W. A. Visser't Hooft

Wirtschaft
Gesellschaft

Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit

Geschichte
Politik

12. Jahr • Jetzt in Köln • Zweimonatlich im Umfang von 80 – 100 Seiten • Jahressubskription: 10,50 DM • Versenden Sie ein kostenloses Probeheft • Verlag der Dokumente, Köln, Worringer Straße 11–13

HANS-JOACHIM BECKER

Zur Rechtsproblematik des Reichskonkordats

143 Seiten, kart. DM 12,—

„ . . . Dabei gelang es dem Verfasser, diese völker- und staatsrechtliche Materie in lebendiger Anschaulichkeit frei von jeder Effekthascherei, sachlich klar und leicht verständlich . . . Dem Buche Beckers, das allen politisch und staats- und kirchenrechtlich Interessierten nur empfohlen werden kann, ist weiteste Verbreitung zu wünschen, nicht zuletzt auch deshalb, weil es einen wesentlichen Beitrag zur Entgiftung der Atmosphäre und zur Versachlichung der Diskussion leistet.“

Deutsche Tagespost, Würzburg

HANS LIERMANN

Kirchen und Staat

Band I und II mit insgesamt 647 Seiten, Ln. je DM 18,—

„Das Werk entspringt einem dringenden Bedürfnis der Wissenschaft und Praxis. Für alle Behörden und Wissenschaftler, die sich mit Fragen des Verhältnisses von Staat und Kirche zu befassen haben, ist es schlechthin unentbehrlich.“

Juristenzeitung, Tübingen

„Hier findet endlich der Praktiker . . . nicht nur die von ihm benötigten Quellen, sondern auch alles Anschauungsmaterial.“

Ministerial-Amtsblatt, Niedersachsen

ISAR VERLAG MÜNCHEN

New advertisement for international social science Bulletin

INTERNATIONAL
SOCIAL SCIENCE
BULLETIN

published quarterly by the United Nations
Educational, Scientific and Cultural Organization
19, Avenue Kléber, Paris XVI.

Just issued:
Vol. VIII — N° 1

CULTURAL ASSIMILATION AND TENSIONS IN A COUNTRY OF
LARGE-SCALE IMMIGRATION: ISRAEL

Contributors to this issue: J. Ben-David, Alfred Bonné, Arvid Brodersen,
S. N. Eisenstadt, J. Meynaud, P. A. Reynolds, Judith T. Shuval.

With the co-operation of: E. Arnstein, R. Bacchi, Shlemo Itamari,
M. Rosenberg.

Send subscriptions to:
R. Oldenbourg Verlag
Unesco Vertrieb für Deutschland
Rosenheimerstraße 145
München 8

Annual subscription: DM 12,—
Per copy: DM 3,60

Seit 10 Jahren
KUNSTPREISVERZEICHNIS
in drei Sprachen
Band X: 1954/55

Art-Price Annual Vol. X · Annuaire des Ventes d'Objets d'Art Vol. X

Das Buch enthält die Auktionsergebnisse vom 1. Juli 1954 bis 30. Juni 1955
aus Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Italien,
Österreich, Schweden, Schweiz, USA und allen Erdteilen...

von Gemälden, Zeichnungen, Graphik, Radierungen, Miniaturen, Möbeln,
Antiquitäten, Porzellan, Plastik, Teppichen, Kunstliteratur etc....

mit mehreren hundert Illustrationen von bemerkenswerten Auktionsstücken
sowie einer Liste sämtlicher Auktionshäuser und berühmter Sammlungen,
die zur Versteigerung gelangt sind, einer Währungstabelle,
einer Bibliographie und anderen bemerkenswerten Daten des Kunstmarktes.

Preis DM 27,—

KUNST UND TECHNIK VERLAGS-GMBH.
MÜNCHEN 25 · LIPOWSKYSTRASSE 8 · TELEFON 72621

15 Millionen rororo Taschenbücher in fünf Jahren

Ungekürzte Romane bekannter Autoren
aus aller Welt

Arthur Miller, Brennpunkt / Graham Greene, Das Ende einer Affäre / Felix Hartlaub, Im Sperrkreis / Ulrich Becher, Die ganze Nacht / Joseph Hergesheimer, Das Pariser Abendkleid / Nikos Kazantzakis, Alexis Sorbas / Irving Stone, Zur See und im Sattel / Jean Giono, Der Husar auf dem Dach / François Mauriac, Die Sünde / Giuseppe Berto, Der Himmel ist rot / John Galsworthy, Moderne Komödie / Frank Wedekind, Mine-Haha und andere Erzählungen / Wolfgang Borchert, Draußen vor der Tür / John Masters, Dies ist die Nacht / Herman Melville, Moby Dick / Mascha Kaléko, Das lyrische Stenogrammheft / Richard Gordon, Aber Herr Doktor! / Colette, Chéri / Daphne du Maurier, Rebecca / Eilif Mortansson, Die schöne Malan / Nelson Algren, Der Mann mit dem goldenen Arm / Graham Greene, Zentrum des Schreckens / M. K. Rawlings, Der ewige Gast / José Shercliff, Jane Avril vom Moulin Rouge

VORSCHAU

Ludwig Marcuse, Loyola — Ein Soldat der Kirche / Pearl S. Buck, Söhne / Wilhelm Busch, Hans Hucklebein und andere Bildergeschichten / Max Brod, Annerl / A. J. Cronin, Das Haus der Schwäne / C. S. Forester, Ein General / Alain-Fournier, Der große Kamerad / Pierre Boulle, Die Brücke am Kwai-Fluß / Damon Runyon, Schwere Jungen — Leichte Mädchen

JEDER BAND
DM 1,50

Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung • Einen ausführlichen Prospekt verlangen Sie bitte direkt vom

Rowohlt | Taschenbuch Verlag Hamburg 13

Was die Pilgerbücher des Mittelalters an religiöser Substanz, was die Kunstführer neuerer Zeit an kunsthistorischem Wissen vermittelten, das fassen die neuen

Schwann Reiseführer

zusammen und verbinden es mit den notwendigen Informationen zu einem idealen Begleitbuch für jede Reise



Schwann Reiseführer

sind

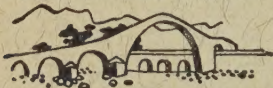
- vielseitig ● als Pilgerbuch und Kunstführer zugleich
- modern ● auf der Grundlage neuester kunswissenschaftlicher Erkenntnisse
- objektiv ● bei den häufigen Rückgriffen auf Kultur- und Religionsgeschichte
- instruktiv ● durch die Darstellung kirchlicher Einrichtungen und Organisationen
- anschaulich ● durch zahlreiche Skizzen, Pläne und Daten
- wegweisend ● für Planung und Durchführung einer Reiseroute, eines Fahrtenprogramms
- informativ ● in flüssiger, immer interessanter Darstellungsweise
- praktisch ● wegen der Hinweise auf Gottesdienste, Unterkünfte, Verhaltensregeln, Kleidung usw.

Schwann Reiseführer

liegen mit folgenden Heften zur Reisezeit vor:

In der Reihe

DAS CHRISTLICHE ITALIEN



DAS CHRISTLICHE FRANKREICH

DAS CHRISTLICHE HOLLAND

DAS CHRISTLICHE BELGIEN

● **ROM**

● **TOSKANA UND UMBRIEN**

● **KATHEDRALENFAHRT**
(Chartres – Reims – Paris)

● **HOLLAND** (erscheint im Juli)

● **BELGIEN** (erscheint im Juli)



Schwann Reiseführer

werden von Prof. Dr. Wolfgang Braunfels, Aachen, vor allem in kunsthistorischer Hinsicht betreut. Sie umfassen je 128 Seiten mit vierfarbigem, glanzkaschiertem Umschlag in handlichem Taschenformat und kosten je 4,80 DM. Sie sind in jeder Buchhandlung erhältlich.



L. SCHWANN VERLAG DÜSSELDORF